

Kai Althoetmar

Südafrika -  
„Eine Welt in einem Land“

Südafrika vom 8. 3. bis 19. 4. 1998,  
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

# Inhalt

Zur Person	714
Südafrika - „Eine Welt in einem Land“: Ein afrikanisches Mosaik wird besichtigt	714
Auf Einladung von Nelson Mandela: Die Geschichte eines Straßenmusikers aus Kongo-Brazzaville	719
Südafrikas Insel der Verdammten: Auf der ehemaligen Gefängnisinsel Robben Island arbeiten Ex-Häftlinge heute als Touristenführer	722
Onkel Sampies Hütte: Auf Südafrikas Weingütern sind Luxus und Elend eng verbunden	725
Auf der Suche nach Elim: In einem kleinen Ort in Südafrikas Westkap lebt die Zeit der Herrnhuter Mission weiter	728
Zehn Omeletts aus einem Ei: Südafrikas Straußenzüchter kämpfen um neue Märkte und leben nicht ungefährlich	734
Flucht aus Johannesburg: Deutsche in Südafrika sind Kriminalität und hohen Steuern ausgesetzt	736
Zeitumstellung im Tra-Tra-Tal: In Südafrikas Cederbergen kämpft eine Missionsstadt um ihr Überleben	738
Wie kommen die denn hierher? - Das etwas andere Kapstadt: Eine Rundreise durch die Ghettos der Schwarzen	743



*Kai Althoetmar*, Jahrgang 1968, ist Absolvent der Kölner Journalistenschule ("Kölner Schule - Institut für Publizistik e.V.") mit Abschluss "Fachjournalist für Politik & Wirtschaft" sowie Diplom-Volkswirt sozialwissenschaftlicher Richtung. Sein Diplom hat er an der Universität zu Köln erworben. Er arbeitet seit 1997 als freier Journalist und Autor."

## Südafrika - „Eine Welt in einem Land"

Ein afrikanisches Mosaik wird besichtigt

1988. Ich ging noch zur Schule und hing eines Abends am Transistor. „Free Nelson Mandela!“, knarrte es aus dem Radio, ein Chor der Hunderttausend, der rhythmisch und peitschend jenen politischen Refrain durch das überfüllte Londoner Wembley-Stadion branden ließ: „Freiheit für Nelson Mandela!“ Der Jugendsender SWF drei übertrug das legendäre Solidaritätskonzert, das die Cream des Pop & Rock dem einsamen Häftling auf Robben Island zu seinem 70. Geburtstag gewidmet hatte. Peter Gabriel, die Dire Straits, die Simple Minds, Meatloaf, Whitney Houston und all die anderen Chart-und-Heart-Breaker sangen ohne Gage. Peter Gabriels Requiem auf den 1977 von Polizisten ermordeten schwarzen Bürgerrechtler Steve Biko und die Dire Straits-Ballade von den „Brothers in Arms“, den „Waffenbrüdern“, waren kein geschnulzter Polit-Kitsch, sondern in diesem Augenblick ergreifend. Ich wußte damals nicht viel über diesen Biko und jenen Mandela, den Amnesty International nicht zum „Fall“ machen wollte, bloß weil er kein Ghandi, kein Prophet der unbedingten Gewaltlosigkeit war. In Südafrika, das wußte ich wohl mit 14 oder 15, regierten böse Menschen, die gute Menschen knechteten und auf ihrem Sonderweg der „getrennten Entwicklung“ wie die „Titanic“ dem Untergang entgegensteuerten, mit den Weißen in der Luxusklasse, den Farbigen und Indern in Klasse Zwo und den Schwarzen im Maschinenraum. Die

Südafrika-Bücher und -Filme jener Tage trugen Titel wie „Das Land am Abgrund“, „Cry Freedom - Schreiendes Land“ und „Weiße in der Wagenburg“. Der Apartheid-Dampfer, der lange Zeit als unsinkbar galt, rammte sich durch die Weltgeschichte. Die Schüleraufstände von Soweto, die Streiks und die Sanktionen, die Dekolonisation Namibias, die Desinvestitionspolitik des Westens, schließlich Gorbatschow, das Ende der Ost-West-Konfrontation und der Stellvertreterkriege im südlichen Afrika - der Apartheid-Kurs der „Titanic“ Südafrika war nicht mehr zu halten. Das Jahr 1994 besiegelte am Kap endgültig das Ende der staatlich verordneten Rassendiskriminierung.

Frühjahr 1998. Im Brandungsgeröll vor Robben Island liegt ein zerfallenes Schiffswrack, verwittert von den Elementen, Sinnbild einer vergangenen Ära. Die Insel, 40 Fahrminuten von Kapstadt entfernt, verkauft heute ihren Mythos: den des Hochsicherheitsgefängnisses, in dem die Prominenz des ANC, des African National Congress, und des PAC, des Pan Africanist Congress of Azania, jahrzehntelang schmachtete. Im Studentakt legen Katamarane und Fähren an der Kaimauer der ehemaligen Knast-Insel an und spucken Touristen zu Hunderten von Bord. Busrundfahrten mit Endstation Gefängnis. „Wir dienen mit Stolz“ prangt noch das Wärter-Motto auf Afrikaans über der Toreinfahrt. Politischer Gruseltourismus für Betuchte, vier Stunden für 100 Rand. Umgerechnet 37 Mark zahlen der Studienrat aus Altöttingen und der Investmentbroker von der Wall Street für diese Halbtagestour durch die jüngere südafrikanische Geschichte. So viel, wie die meisten Südafrikaner in ein oder zwei Wochen verdienen. Wenn überhaupt. „Und hier Zelle Nummer fünf.“ Studienräte, Investmentbroker, deutsche Studenten und dänische Hausfrauen defilieren an der grauen Fünf-Quadratmeter-Zelle andächtig vorbei, als wäre seine Leiche dort aufgebahrt. Zu besichtigen: sein Geschirr, seine Decke, seine Einsamkeit. Mandela war hier, viele Jahre. 1990 durfte er gehen, nach 28 Jahren Geiselhaf in den Händen eines rassistischen Polizeistaates.

Das alte Südafrika kennen nur wenige Deutsche aus eigenem Erleben, aus erster Hand. Das alte Südafrika und seine Apartheid-Doktrin sind heute so tot und lebendig wie der verfllossene Gulag-Sozialismus in Ost- und Mitteleuropa. Regime implodieren, Menschen nicht. Ihre Biographien lassen sich nicht umschreiben, sie werden nur unter anderen Umständen fortgeschrieben. Südafrikas politisch-konstitutionelle Transformation ist praktisch beendet, die in den Köpfen und Herzen längst nicht. Das kennen wir Deutsche. Deutschland und Südafrika sind Zwillinge: rassistische Vergangenheit, totalitärer Polizeistaat, realitätsfremde Ideologien. Vielleicht ist auch dies ein Grund, warum es jedes Jahr Hunderttausende Deutsche nach Südafrika zieht. Denn es gibt in Afrika packendere Wildreservate als den Krüger-Nationalpark, schönere Strände als die um Durban, sicherere Gegenden als Kwazulu-Natal.

Das neue Südafrika ist ein Land im Werden. Ein Land in Bewegung, ein Land für Glücksritter und Pechvögel, in dem nichts sicher und alles möglich ist. Anders als in der DDR brach die neue Zeit in Südafrika nicht wie

eine Kerzen-Revolution ein. Die Wende am Kap wurde über Jahre verhandelt. Politisch sind Südafrikas Karten auf Vorrat gemischt: Mandelas ANC, der 1994 bei den ersten demokratischen Wahlen 252 der 400 Parlamentssitze gewann, hat ein Abo auf die Macht im Staate. Denn Wechselwähler gibt es in Afrika kaum. Aber die deutsche Grabesruhe nach „Aufbruch und Abbruch Ost“ unterscheidet Deutschland und Südafrika. Über dem Kap liegt kein Mehltau. Und wie die einzelnen Lebensläufe in Südafrika weitergehen, das ist viel offener und unberechenbarer als die Heirat-Kinder-Hausbau-Rente-Vita des deutschen Otto Normalverdieners. Das macht Südafrika so spannend - wenn man den Südafrikanern zuhört und sich von ihren Geschichten fesseln läßt, statt nur den König der Tiere im Gebüsch des Krüger-Parks aufzuscheuchen und mit der Gondel den Tafelberg hochzuschwirren. Es ist kein Zufall, daß die Heinz-Kühn-Stiftung für kaum ein anderes Land so viele Bewerbungen um Stipendien erhält wie für Südafrika.

DAS Südafrika gibt es nicht. Südafrika ist Industrie- und Entwicklungsland. Ein Land, in dem anno 1967 dem südafrikanischen Chirurgen Christiaan Barnard die weltweit erste Herztransplantation gelang, und in dem anno 1998 noch immer jedes Jahr Tausende Kinder an Mangelernährung und Durchfallkrankheiten krepieren. Und wer ist überhaupt Südafrikaner? Die Stämme der Xhosa und Zulu, die ab 300 nach Christus von Norden in das heutige Staatsgebiet eindringen? Die in Südafrika fast ausgerotteten Buschleute (San), die Ureinwohner des südlichen Afrikas? Die Hugenotten aus Europa, die im 17. Jahrhundert in der Tafelbucht landeten und das Land kolonisierten? Sie alle sind Südafrikaner, und auch die Spätausgewanderten, von denen noch zu reden ist, Deutsche wie Briten, Immigranten aus den ehemaligen Frontstaaten, ob aus Mosambik, aus dem Kongo oder aus Simbabwe. Südafrika war und ist ein Einwanderungsland.

Südafrika - das ist „eine Welt in einem Land“. Der Slogan stimmt. Hier die mediterrane Westliche Kap-Provinz mit Weinbergen, Obstplantagen, Fischersiedlungen und dem multikulturellen Völkergemisch in und um Kapstadt: viele Farbige, viele Weiße, viele Kap-Malaien - hier hält die National Party (NP), die von der Geschichte widerlegte ehemalige Apartheid-Partei, ihre letzte Bastion, ihre letzte Provinzregierung. Da das schwarzafrikanisch-tropische Kwazulu-Natal, wo Xhosa und Zulus - nach dem Ende der „Teile-und-herrsche“-Politik der NP - das friedliche Zusammenleben einüben müssen. Und dort der karge Orange Free State mit seinen Provinzstädtchen und Buren-Farmen, auf denen mancherorts noch immer „Onkel Toms Hütte“ gespielt wird.

Die Gegensätze am Kap sind gewaltig. Zwischen Kapstadts Victoria & Albert Waterfront, dem modernsten Vergnügungs- und Einkaufszentrum Afrikas, und den Cape Fiats, den elenden Squattercamps am Rande der Stadt, liegen kaum 20 Kilometer und doch Welten. Die Börse boomt, aber keine südafrikanische Mülltonne bleibt von Südafrikas Millionen Habenichtsen undurchwühlt. Der Turbokapitalismus der Dritten Welt, „marktwirtschaftliche Öffnung“ genannt, grüßt aus Südafrika. In manchen Teilen

Sowetos hängen die Menschen so dicht wie Trauben aneinander, während man am und auf dem Oranje-Fluß an der Grenze zu Namibia Tage verbringen kann, ohne einer einzigen südafrikanischen Seele zu begegnen. Im Missionsstädtchen Wupperthal in den Cederbergen braucht niemand sein geparktes Auto abzuschließen - es gibt dort keine Kriminellen. In Johannesburg aber kann es sogar den Tod bedeuten, als Fahrer beim Warten an der Ampel die Tür nicht verriegelt zu haben oder nicht schnell genug über Rot geprescht zu sein - Car-Hijacker, skrupellose Autoräuber, mögen keine Zeugen.

Und so ist die südafrikanische Gesellschaft kein monolithischer Block, sondern ein Mosaik. Die Lebensläufe und Lebensentwürfe seiner Menschen sind so verschieden wie die Landschaften zwischen Oranje und Cape Agulhas, der Südspitze Afrikas. Aber eines ist nahezu allen Südafrikanern eins: die Offenheit und Hilfsbereitschaft gegenüber dem Reisenden aus Deutschland, die Geduld und die Gelassenheit, Andersartiges und Unabänderliches hinzunehmen, der Mut, das eigene Leben ohne deutsche Larvoyanz zu wagen.

Wenn deutsche Medien über das Land am Kap berichten, dann meist über: die Nachfolge Mandelas, die Eskapaden seiner exzentrischen Ex-Frau, das Theater um die Auftritte von Apartheid-Koryphäen vor der Kommission für Wahrheit und Versöhnung, immer-noch-rassistische Buren, die Good-Will-Visiten der großen Staatenlenker, menschenfressende Löwen im Krüger-Park, allerlei Verkehrskatastrophen („Sind auch Deutsche unter den Opfern?“) und - ewig junges Top-Thema - Kriminalität. Unter Betroffenenjournalisten mit Hang zu Fern- und Schnelldiagnosen ist es auch populär, über die „Apartheid nach dem Ende der Apartheid“ zu berichten und zu lamentieren - als wäre das neue Südafrika in fünf Jahren zu schaffen. Die anhaltende wirtschaftliche und soziale Apartheid nach dem Ende der politischen Apartheid ist ein Fakt - trotz umstrittener „Affirmative Action“ und „RDP“, dem „Programm für Wiederaufbau und Entwicklung“. Aber sie ist kein ureigenes südafrikanisches Phänomen. Auch in Namibia, in Simbabwe, in Mosambik und Sambia hat die hellhäutige Minderheit nach dem Ende der Kolonialzeit materiell kaum büßen müssen. Bis die Wohnungsbau-, Bildungs- und Gesundheitsprogramme alle erreichen und überall Früchte tragen, werden am Kap noch Jahrzehnte vergehen. Interessanter ist es zu verfolgen, was die Menschen in Südafrika aus ihrem Leben machen, wie sie zusammenleben, wovon sie träumen.

In Südafrika jenseits der Regierungsbürokratie, der Verbandsverlautbarer und der Politphrasendrescher zu recherchieren, spricht: nicht bei den tagesaktuellen Presse-Parforcejagden mitzureiten, lohnt sich. Bei meinen Erkundungen über „Landwirtschaft und ländliche Entwicklung“ fand ich viele Themen „auf der Straße“, nicht immer ausgewiesene Agrarthemen: etwa die Geschichte eines „illegalen“ Einwanderers aus Kongo-Brazzaville, die Geschichte vom „Himmlischen Jerusalem“ in der Kap-Missionssiedlung zu Elim oder die eines ehemaligen Staatsgefangenen, der auf Robben Island einsaß und heute Touristen am Ort seiner Pein begleitet - berufsmäßig.

Sechs Wochen Recherche am Kap - nicht alles läuft in Südafrika so geölt wie in Deutschland. Der öffentliche Personenverkehr ist ein Torso, außer teuren Nostalgiezügen rollt nicht viel über südafrikanische Gleise, die Schlaglöcher vieler Teerstraßen erinnern an die „Trabbi-Fanggruben“ zu Erich Honeckers Lebzeiten, Südafrikas Kriminalpolizei ist zu fast allem fähig und zu fast nichts imstande, und einen Reisescheck bei einer Bankfiliale in Kwazulu-Natal einzutauschen, dauert länger als jede Kreditverhandlung über ein Baudarlehen bei der Kölner Stadtsparkasse. Aber auch das ist Südafrika: die Ananas-Verkäufer am Straßenrand bei Grahamstown, die auch ein verschwitztes T-Shirt mit „Telmi“-Werbung statt Rand in Zahlung nehmen; die Organistin in der Missionskirche zu Elim, die dem Gast aus Germany mit stolzer Freude ein privates Orgelkonzert gibt; der Tourism Officer in Clanwilliam, der Stunden damit verbringt, mir unentgeltlich eine Mitfahrgelegenheit in den hintersten Winkel der Cederberge zu organisieren. Und sowieso: Mit gutem Willen, afrikanischer Geduld und Improvisationssinn läßt sich jede scheinbar ausweglose Situation bewältigen, die es in Deutschland qua Paragraphen und Konventionen gar nicht geben dürfte - etwa in Paarl an einem Samstagnachmittag Südafrikas größte Weinkooperative unangemeldet, aber erfolgreich mit Interviewwünschen zu überfallen oder in Kwazulu-Natal im Umfolozi Game Reserve einen Ranger anzutreffen, der auch nach Feierabend das Tor ohne Murren nochmals öffnet - nachdem eine Nashorn-Familie die Straße zum Parkausgang nicht hatte freimachen wollen . . .

Recherchieren in Südafrika - das heißt: ausgeklügelte Recherchepläne schnell zu beerdigen, jeden Tag aufs neue zu planen und das oft mehrmals am Tag. Je weiter man sich in Afrika von den Städten entfernt, desto weniger spielt Zeit eine Rolle. Langfristig Gesprächstermine auszumachen - an denen der andere nicht mal ein paar Rand verdienen kann -, ist in Afrika so absurd, als wollte man jemandem in der Manier des Sesamstraßen-Shylock eine Tüte Luft verkaufen. Afrikaner leben eher in den Tag hinein, und ob man als Fremder bekommt, was man will, ist meist eine Frage von Vertrauen und Geduld, weniger von echten und vermeintlichen Ansprüchen. Wer das verinnerlicht, wird auch in Südafrika höchst selten hören: „Fragen Sie doch woanders.“ Oder: „Ich habe keine Zeit.“ Und wer als Journalist nicht darauf aus ist, überfallartig die schnelle Story einzusacken, Schwarz-Weiß-Malerei im doppelten Wortsinne zu betreiben oder Afrikanern mal beiläufig sagen zu wollen, „wo’s langzugehen hat“, der gewinnt rasch das Vertrauen der Südafrikaner. Meine südafrikanischen Telefonkarten waren folglich eine Fehlinvestition, denn wirklich interessante Erlebnisse und Gespräche lassen sich nicht vorab terminieren. Sie ergeben sich spontan und unerwartet.

Unsympathische Menschen traf ich in Südafrika binnen sechs Wochen, inklusive gut 7 000 Kilometer Autofahrt, so viele, soll heißen: so wenig, wie sonst in Köln an einem Tag. Es ist so typisch: Wer auf Südafrikas Straßen ein Auto überholen will, dem macht der Vordermann fast immer von sich aus mit einem Schwenk auf den Standstreifen den Weg frei.

Nach dem Überholmanöver läßt man ein paar mal das Warnblinklicht aufleuchten - eine Dankesgeste an den langsameren Fahrer. Die auf deutschen Rennpisten üblichen Rituale der Sturheit und Rechthaberei samt Auffahrmanövern und Lichthuperei sind Südafrikanern fremd. Und in Deutschland ohne Grund die Warnblinkanlage betätigen - ein Angriff auf die StVO.

Auch „Besserwessis“ sind am Kap eine seltene Spezies, und die wenigen Exemplare sind oft importierte Exoten. Wie die Besitzerin der Krokodilfarm in George, der Heimatstadt des Ex-Präsidenten Pieter Willem Botha (Spitzname: „Das Krokodil“), die mich zur Begrüßung eingehend mit keifender Stimme über die unterschiedlichen Größen von afrikanischem Nilkrokodil und südamerikanischem Brillenkaiman belehrte und mir wohl unterstellte, ich wollte die Krokodilgehege von innen besichtigen. Ja, ich könne über die Betonwand klettern. „The crocs will have a nice party - ha, ha!“ Das hätte sie auch auf Deutsch sagen können. Die Krokodilfrau war Deutsche „aus der Nähe von Düsseldorf und noch nicht lange im Lande.“

Krokodile beiseite - es ist nicht immer ungefährlich, in Südafrika zu reisen. Die Schlagzeilen ähneln sich: „Deutscher in Pretoria erstochen“, „Schwedische Touristen in Durban ermordet“, „Gewalt gegen Touristen nimmt zu“, . . . Ein Menschenleben zählt in Afrika nicht so viel wie in Europa. Die Gewaltbereitschaft unter Südafrikas Kriminellen ist höher als anderswo. Die Kriminalität, die in Südafrika seit Anfang der 90er Jahre drastisch zunahm, ist zum Teil ein soziales Ventil, Ausdruck und Ergebnis von Hoffnungslosigkeit. Das gleiche Stück wird als Light-Version in Ostdeutschland gespielt, mit entwurzelten Hooligans in der Hauptrolle. Und die beste Chance, als Reisender in Südafrika sein Leben zu beschließen, bietet immer noch der Straßenverkehr. Konkret: Geplatze Reifen, überhöhte Geschwindigkeit und der mehrfache Überschlag. Grund zur Panik liefert Südafrika nicht. Grund, auf den Rat Einheimischer zu hören, schon. Etwa den, die Transkei möglichst nur bei Tageslicht zu durchfahren - denn die Armut in dem ehemaligen Bantustan in der Östlichen Kapprovinz ist himmelschreiend, und die Reifenpanne eines Fremden in der Dunkelheit wirkt auf den einen oder anderen wie ein gedeckter Tisch. Zweitens: Joburg by night - forget it. Und Durban ist längst ein Johannesburg am Indischen Ozean. Die meisten ländlichen Gegenden, zumindest im Freistaat und in der Westlichen Kapprovinz, sind aber so harmlos wie Zons am Rhein und Rothenburg ob der Tauber. Wie gesagt: Südafrika - ein Land der Gegensätze. Nichts ist unmöglich - in Südafrika.

## Auf Einladung von Nelson Mandela

Südafrika zieht Millionen von Glücksrittern  
aus den ehemaligen Frontstaaten an -

Die Geschichte eines Straßenmusikers aus Kongo-Brazzaville

In der Südhälfte Afrikas, vom Limpopo bis zum Kongo, von der Atlantikküste Angolas bis nach Dar Es Salaam am Indischen Ozean, rankt sich eine



Legende, die nicht auszurotten ist, ein märchenhaftes Gerücht, das in den Ruinen der südafrikanischen Apartheid geboren wurde und seinen Weg bis in die tristesten Trümmerdörfer Mosambiks, bis in die entlegensten Urwaldsiedlungen im Einzugsbereich des Kongo nahm. Es hieß: „Mandela ruft Euch, kommt nach Südafrika! Das freie Südafrika dankt Euch für die Solidarität im Kampf gegen die weiße Vorherrschaft! Ihr seid unsere Gäste!“ Südafrikas Präsident Nelson Mandela soll es so gesagt haben.

Die Frontstaaten - Mosambik, Angola, Sambia, Botswana, Kongo-Brazzaville, Simbabwe, Tansania, Namibia. Sie alle sägten mit am verdorrten Ast der Apartheid, auf dem Südafrikas Buren-Regime bis 1993 saß. Die sozialistischen Führer in den Frontstaaten und ihre verarmten Massen, schon einige Jahre eher als Südafrika vom Joch des Kolonialismus befreit, waren die Waffenbrüder des African National Congress (ANC) und des Pan Africanist Congress of Azania (PAC). Der ANC war eine „Terroristenbande“, so die Sprachregelung der Apartheid. Seine Untergrundkämpfer fanden Asyl, Ausbildungslager und AK-47-Gewehre in den Frontstaaten. Heute ist der „Terrorist“ Nelson Mandela der weltweit am meisten geachtete Staatspräsident. Und seitdem der Verbannte 1990 die Gefängnisinsel Robben Island als freier Mann verließ, machen sich die „Brothers in arms“, echte und angebliche Waffenbrüder aus den Frontstaaten, auf, um ins „gelobte Land Südafrika“ einzuziehen. Denn Südafrika erscheint, trotz aller Armut, wie ein Paradies, wie ein Supermarkt der Möglichkeiten, wenn man aus den hoffnungslosen Bergdörfern Angolas kommt, aus den verminten Ebenen Mosambiks, aus dem frisch zerstörten Kongo-Brazzaville. Mehr als 80 Prozent des Bruttoinlandsprodukts, das die 14 Mitgliedsstaaten der SADC, der „Entwicklungsgemeinschaft Südliches Afrika“, erwirtschaften, fällt auf Südafrika.

Millionen Einwanderer aus den Frontstaaten leben heute in Südafrika. Fast alles junge Männer. Sie sind Gefangene ihrer Träume. Sie erfaßt keine Statistik, keine Sozialversicherung, kein Finanzamt, kein Melderegister. Sie sind illegal. Sie fristen ihr Dasein als Tagelöhner und Hilfsarbeiter: als Lohnsklaven auf Farmen und Baustellen, als Teller- und Autowäscher, Parkwächter, Zeitungsverkäufer, Bettler und Straßenmusiker - oder als Diebe und Dealer. Wer nichts findet, findet immer noch etwas im Wohlstandsmüll der Weißen. Und die wenigen Frauen: Prostituierte, bestenfalls Hausmädchen. Nicht alle kommen an im Land ihrer Hoffnungen, in Johannesburg, Kapstadt oder Durban, wo die Anonymität Schutz vorspiegelt. Die aus Mosambik fliehen, müssen den Krüger-Nationalpark durchqueren, von Ost nach West, 50 Kilometer mindestens, ein Gebiet so groß wie Hessen. Aus Mosambik kommen die meisten. Sie kommen nachts, wenn die internationalen Foto-Touristen in ihren gediegenen Lodges und Restcamps schlafen. Die Löwen im Krüger-Park scheinen das zu wissen. Sie verschmähen das Fleisch der abgemagerten Flüchtlinge nicht.

Jean-Patrick Mouanga kam nicht durch den Todesstreifen Krüger. Er landete sicher auf dem Jan Smuts Airport, Linienflug Brazzaville - Johannesburg. „In meinem Land konnte ich nicht bleiben“, sagt er. „Alles dort ist

zerstört." In seiner Heimat regieren sogenannte Kobra-Milizen, ein Putschist und gescheiterter Ex-und-Wieder-Präsident namens Denis Sassou Nguesso und der französische Mineralölkonzern Elf. Seine Heimat - das ist, das war die Republik Kongo. Im Oktober vorigen Jahres endete die Präsidentschaft des 1992 halbwegs demokratisch gewählten Pascal Lissouba in einem Bürgerkrieg. Angolanisches Militär marschierte ein, verbündete sich mit den Kobra-Milizionären und putschte Lissouba aus dem Amt. Eigentlich nichts Besonderes im zentralafrikanischen Kongo-Becken.

Jean-Patrick hat die Flucht ergriffen, als das Morden um der Posten und der Petro-Dollar willen begann. Welch eine Fügung, daß Mandela ihn eingeladen hatte. „Als Mandela aus dem Gefängnis kam“, erzählt Jean-Patrick, „da hat er gesagt: ‚Der Kongo hat dem ANC mit Geld geholfen. Die Menschen aus dem Kongo können jetzt auch ohne Visum nach Südafrika kommen.‘“ Tatsächlich stand das sozialistische Einparteien-Regime des alten und neuen Diktators Sassou Nguesso zu Zeiten von Apartheid und Ost-West-Stellvertreterkriegen auf seiten des ANC. Und Mandela und sein ANC waren nach der Wende am Kap ihren nördlichen Nachbarn so dankbar, daß diese fortan ohne Visa nach Südafrika einreisen durften - als Besucher, wohlgeehrt. Im Kongo, in Mosambik und den anderen von Kolonialismus, Bürgerkrieg und Afro-Sozialismus heruntergewirtschafteten Ex-Frontstaaten interpretierte man dies großzügiger: „Wir dürfen nach Südafrika auswandern.“

Und so führte der Traum vom kleinen oder großen Glück sie in Scharen nach Südafrika, jüngste Farbtupfer der Regenbogen-Nation am Kap der Guten Hoffnung. Jean-Patrick Mouanga, „irgendwann 1968 geboren“, packte seine Holzgitarre, made in Shanghai, und flog nach „Joburg“. Im Kongo hatte er Kühlschränke, Klimaanlage und Waschmaschinen repariert, aber im Herzen ist er doch ein Stadtmusikant. Und so musiziert er jetzt in Kapstadt unter einem Baum an der Victoria & Albert Waterfront, dem alten Hafen, heute Afrikas modernstes Vergnügungs- und Einkaufszentrum. Hinter ihm legen Ausflugschiffe zur einstigen Gefängnisinsel Robben Island ab, über ihm kreischen Möwen, vor ihm hasten Touristen vorbei, und nur ein paar kichernde Schnapsdrosseln lauschen seinen Liedern, der Klampfe, seiner rauen Stimme, die an Ben E. King erinnert. Liedern mit Titeln wie „Maloni Matata“ oder „Mon Afrique“, auf Französisch, Englisch oder Lingala, seiner Muttersprache. Lieder über die Liebe, über Afrika und seine Tragödie. Mit Refrains wie „Let's help Africa“, „Let's love Africa“, alles angeblich selbst komponiert und getextet. Ein paar Rand liegen in seinem Gitarrenkasten. „An manchen Tagen mache ich hier 150 Rand“, umgerechnet 60 Mark. „Das reicht für Wohnung, Essen und das Nötigste.“ Seine weißen Sportschuhe, seine blaue Kordhose, das schwarze T-Shirt und die modisch verdrehte Baseballkappe wirken akkurat. Keiner Lumpengestalt, wie sie die Kriege am Kongo in die CNN-Kameras ausgespuckt haben.

Jean-Patrick träumt, ein Musikstar zu werden. Als Kind wollte er Präsident oder Minister werden. „Aber Musik ist mein Schicksal“, sagt er.

„Wenn Gott mir hilft, werde ich nach Deutschland, nach England oder nach Amerika reisen und dort singen.“ Er glaubt an Gott. Aber Gott läßt ihn zappeln. Noch muß er mit billigen Gigs in Kapstadts billigsten Bars vorliebnehmen. Wenn er dort überhaupt spielen darf, für 100 Rand den Abend. „Meine erste CD, das wird ein Riesenschlag.“ Das ist sein Traum. Fehlt nur der Produzent, der ihn an der Waterfront aufließt und ins Studio bittet. „Ich hab' das im Gefühl“, redet er sich ein. „My first CD will be a great punch.“ Ein großer Schlag. „Ich hab' schon ein Demo-Band.“ Amerikanische Touristen hätten ihm gesagt, „your music is great. Come to America!“ Ein Flugticket gaben sie ihm aber nicht.

Er kam dann vor einem halben Jahr nach Kapstadt. Denn in Johannesburg, Südafrikas pulsierendster und gewalttätigster Stadt, hielt er es nicht aus. Er wurde mehrfach ausgeraubt. „Wir haben die gleiche Hautfarbe, das gleiche Blut“, habe er den Kriminellen gesagt, aber die scherte es nicht. Früher hätte man einen Raub mit der Apartheid erklären können, meint Jean-Patrick. Aber heute? Alles verkehrte Welt. Wo selbst Mandela ihn doch willkommen heiße in Südafrika. Immerhin, „Kapstadt ist viel besser als Johannesburg“. In Muizenberg in der Frankfort Road, 20 Kilometer vom Touristenspektakel Waterfront entfernt, habe er ein Zimmer, im Hochhaus von „Don Pepe“. Mit zwei anderen Kongolesen wohne er dort, allein könne er die hohe Miete nicht aufbringen. Mit illegalen, von Abschiebung bedrohten Einwanderern, die nie zur Polizei gehen können, läßt sich auch in Südafrika leicht Geld verdienen. Und Jean-Patrick will sparen, für den Flug nach Amerika, nach Deutschland. Und für das Auto, das er seiner Mutter schenken will, wenn er eines Tages nach Brazzaville zurückkehrt. „Aber jetzt will ich nicht zurück. Im Kongo ist alles zerstört.“ Also singt er: „Let's help Africa . . .“

Drei Wochen später. Jean-Patrick Mouanga aus Kongo-Brazzaville ist verschwunden. Er ist nicht mehr an seinem Platz. Unter dem Baum an der Waterfront, wo die Schiffe nach Robben Island ablegen, spielt jetzt immer ein anderer schwarzer Musiker auf einer Gitarre, ein alter Mann, der Afrikas Sehnsüchte in Blues verpackt. Ob Mandela sein Versprechen gebrochen hat?

## Südafrikas Insel der Verdammten

Auf der ehemaligen Gefängnisinsel Robben Island arbeiten Ex-Häftlinge heute als Touristenführer

Am Strand der Insel der Verdammten liegen zwei zerfallene Schiffswracks, verwittert von den Elementen Sonne, Wind und Meer, Sinnbild einer untergegangenen Ära, einer gestrandeten Unrechtspolitik: der südafrikanischen Apartheid, die vom Strudel der '89er Revolutionen erfaßt wurde und heute Geschichte ist. Die ehemalige Gefängnisinsel Robben

Island, 40 Fahrminuten von Kapstadts Hafen entfernt, verkauft heute ihren Mythos: den des Hochsicherheitsknastes, in dem die Prominenz des ANC, des African National Congress, und des PAC, des Pan Africanist Congress of Azania, jahrzehntelang schmachtete. Die „Makana“, ein „High Speed Luxury Catamaran“, legt an, benannt nach dem Anführer der Xhosa-Truppen, der 1819 nach verlorenem Grenzkrieg gegen die Briten auf die Insel verbannt wurde und bei einem Fluchtversuch ertrank. Im Stundentakt legen Katamarane und Fähren an der Kai-Mauer von Südafrikas einstigem Alcatraz an und spucken Touristen zu Hunderten von Bord. Die Busrundfahrten über die Insel enden im Gefängnis. „Wir dienen mit Stolz“ prangt noch das Wärter-Motto auf Afrikaans über der Toreinfahrt. Politischer Gruseltourismus für Betuchte, knapp vier Stunden für 100 Rand.

Umgerechnet 37 Mark zahlen der Studienrat aus Altöttingen und der Investmentbroker von der Wall Street für diese Halbtagestour durch die jüngere südafrikanische Geschichte. So viel, wie die meisten Südafrikaner in ein oder zwei Wochen verdienen. Wenn überhaupt. Die „Sunset Cruise“-Tour zur Dämmerstund', Snack und „Sundowner“-Drink inbegriffen, kostet nochmals 50 Rand extra. Im Museumsladen gibt es nach getanem Rundgang Coke, Postkarten und Afro-Souvenirs zu kaufen. „Und hier Zelle Nummer fünf.“ Studienräte, Investmentbroker, deutsche Studenten und dänische Hausfrauen defilieren an der grauen Fünf-Quadratmeter-Zelle andächtig vorbei, als wäre seine Leiche dort aufgebahrt. Zu besichtigen: sein Geschirr, seine Decke, seine Einsamkeit. Mandela war hier, viele Jahre. 1990 durfte er gehen, nach 28 Jahren Geiselhaft in den Händen eines rassistischen Polizeistaates.

Robben Island ist heute ein National Monument, ein Nationaldenkmal. Und eine Touristenattraktion. Seit Anfang 1997 bietet das Robben Island Museum jeden Tag geführte Touren auf dem Gruseleiland an. Die verrückte Idee, Touristen gegen Cash in Mandelas Zelle nächtigen zu lassen, wurde rasch verworfen. Südafrikas Präsident Nelson Mandela hat auf Robben Island als Gefangener seines Gewissens eingesessen und im Steinbruch geschuftet, von 1964 bis 1990. Ursprünglich war er zum Tode, dann zu lebenslanger Verbannung verurteilt worden - wegen „Terrors, kommunistischer Aktivitäten und des Versuchs, die Regierung zu stürzen“. Das gelang ihm erst später - am Verhandlungstisch. Im Dezember 1996 verließen die letzten 300 Gefangenen und ihre 90 Aufpasser die Sträflingsinsel. Und auch die 18 Killerhunde setzten nach Kapstadt über. Geblieben sind 43 Familien - Arbeiter, Museumsbedienstete und ihre Kinder. Die Tennisplätze und die Minigolfanlage sind verwaist, die ehemalige Offiziersmesse ist heute eine Schule, das kleine Postoffice expedierte Touristengrüße in alle Welt, und die Filiale der „Trust“-Bank hat nur noch donnerstags auf. Bald soll das Eiland „World Heritage Site“ sein, ein UNESO-würdiges „Weltkulturerbe der Menschheit“.

Die Horrorhistorie der Insel hat nicht erst mit der Apartheid begonnen. Schon im 16. Jahrhundert nutzten die Holländer Robben Island als Sträflingsinsel. Schon damals mußten die Häftlinge im Steinbruch arbeiten und

Muscheln sammeln. Kalk und Schiefer wurden für den Bau des „Castle of Good Hope“, das alte Fort in Kapstadt, genutzt. Von 1806 bis 1820 diente Murrays Bay, der winzige Hafen der Insel, als Auslaufstation für Walfänger. 1843 schloß das Gefängnis seinen Betrieb, und Lepra-Kranke wurden auf die Insel verbannt. Die Aussätzigen bauten eine inzwischen verfallene Kirche, und sie setzten 43 Kinder in die Welt, statt schnell zu krepieren. 1931 wurden die Überlebenden der Lepra-Station nach Pretoria umgesiedelt. Kurz vor der Entfesselung des Zweiten Weltkriegs errichtete das südafrikanische Militär eine Basis auf der Insel. Tarnfarbene Kanonierstellungen erinnern heute noch daran.

Die authentischste Erinnerung an die Inselgeschichte verkörpern aber Menschen: Die Touristenführer sind ehemalige Gefangene. Zum Beispiel Elias Mzamo. Drei- bis viermal täglich erzählt er völlig fremden Menschen seine Passion, nimmt sie ins Schlepptau, um ihnen die Orte seiner Pein zu zeigen. 1965 bis 1969 war er auf Robben Island inhaftiert. „Als ich damals ankam, war ich im Boot angekettet“, erinnert er sich. Jetzt setzt er jeden Tag als freier Mann nach Robben Island über. Was Haft samt Zwangsarbeit war, nannte sich offiziell „Verbannung“. Mzamo war in den 60er Jahren PAC-Aktivist. Er habe die „Ziele von Banden verbreitet“, lautete das Urteil. 1961 hatte Südafrikas Apartheid-Regierung auf der 574 Hektar großen Atlantik-Insel den Knastbetrieb aufgenommen. „Live was really bad“, sagt Elias Mzamo. „They were vicious.“ Er wiederholt diese Sätze mehrfach. „Das Leben war wirklich schlimm. Die waren so böseartig.“ Mit „die“ meint er die Aufseher, die Richter, die Politiker der National Party, alle, die den rassistischen Staatsterror zu verantworten hatten.

1967 traten die Häftlinge in einen unbefristeten Hungerstreik. „Im Winter war es kalt, und wir froren. Wir haben für mehr Decken gestreikt, für mehr Essen. Und für die Erlaubnis, im Gefängnishof Fußball und Rugby zu spielen.“ Ausgerechnet Rugby, eine traditionelle Sportart der Buren, der Herren der Apartheid. „Und wir hatten Erfolg mit dem Streik“, erzählt Mzamo. Die Welt schaute von Jahr zu Jahr öfter auf Robben Island. 1974 wurde der Steinbruch auf dem Eiland infolge internationaler Proteste geschlossen. Bis dahin hatten Leute wie Mandela und Mzamo täglich acht Stunden lang Steine für den Straßenbau zu kloppen. Eine Höhle diente als Pausenraum. Der gleißend helle Kalkstein verdarb Mandelas Augenlicht für immer. Anfang der 70er Jahre hatten sich die Haftbedingungen gebessert - aber nur bis auf Widerruf. Anwälte hatten durchgesetzt, daß die Häftlinge Lesen und Schreiben lernen durften. „Aber wir bekamen nach der Haft keine Zeugnisse“, erinnert sich Mzamo. Also gab es auch nach der Haft nur Drecksarbeit.

Elias Mzamo stammt aus der Ciskei, der heutigen Eastern Cape Province, einem der schwarzen Apartheid-Homelands, in die sich die „Kaffern“ zu verfügen hatten. Nach der Haft auf Robben Island lebte er dort sechs Jahre in der Verbannung. Er verstieß gegen die Auflagen, als er eines Tages nach Kwazulu-Natal reiste, erzählt er, dann wurde er wieder verhaftet und wanderte nochmals für ein Jahr in den Knast. Danach war er meist arbeitslos.

Der Job als Fremdenführer auf Robben Island ist für ihn nicht nur eine ironische Schicksalswende, sondern vor allem eine Gnade. Anders könnte er seine Familie, mit der er in Kapstadts Schwarzen-Township Khayelitsha wohnt, nicht durchbringen.

Die politischen Gefangenen auf Robben Island waren auf alles gefaßt. „Was immer sie uns antaten - wir hatten schon damit gerechnet“, erzählt Elias. Gekürzte Essensrationen etwa, höhere Arbeitspensen, Schläge, Besuchsverbote. „Wir dachten damals, man würde uns töten.“ Keineswegs eine Wahnvorstellung, denkt man an Schicksale wie die des 1977 von Polizisten zu Tode gefolterten schwarzen Apartheidgegners Steve Biko. „Was uns am Leben gehalten hat“, sagt Elias, „das war Gott. Er war immer bei uns.“ Manchmal, da wollten sie gewaltsamen Widerstand leisten, aber sie ließen es. „Sonst hätte die Welt sagen können: ‚Das sind wirklich Kriminelle.‘ Aber wir mußten beweisen, daß wir keine Kriminellen waren.“

Was das Schlimmste während der Haft war? „An meine Eltern zu denken.“ Elias Mzamo, ein gestandener Mann um die 50, ringt mit den Tränen. „Mein Vater hatte Tbc und mußte hart arbeiten, meine Mutter hatte Asthma. Ich wußte nicht, wie es ihnen ging.“ Mzamo hat trotz der traumatischen Erinnerungen Frieden mit seinen ehemaligen Peinigern geschlossen. „Ich habe meinen Wärtern verziehen. Aber vergessen kann ich nicht.“

## Onkel Sampies Hütte

Auf Südafrikas Weingütern sind Luxus und Elend eng verbunden

Vor einer der Steinbaracken spielt ein älterer Schwarzer auf seiner Gitarre Blues. Die Kinder spielen in der Gasse Cricket - mit einem alten Tennisball. Der Abendwind spielt mit den abgetragenen Hemden und fleckigen Hosen, die auf den allgegenwärtigen Wäscheleinen zappeln. Aus einem Ghetto bläst Popmusik. Einem Kind läuft der Rotz aus der Nase, einem anderen rieselt weißes Pulver vom Kopf - ein Mittel gegen Läuse. Sampie und seine Frau kommen von der Tankstelle zurück, mit ein paar Büchsen „Castle Beer“. Sie nehmen den Weg durch den Weinberg, vorbei am Gourmet-Restaurant des Gutes „Laborie“, zurück zu den Baracken, Da gibt es Maismehlbrei und Brot. Und Trauben.

Sampie hat eine große Hoffnung. „Bafana Bafana wird Weltmeister“, behauptet er. „Bafana Bafana“ - das ist Südafrikas Fußballnationales, und die soll in Frankreich den Titel holen. In der Barackensiedlung ist nicht viel zu holen. Dies ist eine von „Onkel Toms Hütten“ ä la Südafrika. Sampie Heyns schuftet in den Weinbergen von Paarl, der romantisch-kapholländischen „Perle“, wie Paarl übersetzt heißt. Man spricht Afrikaans, die Burensprache, im Hinterland von Kapstadt, keine 60 Kilometer vom Tafelberg entfernt. In Paarl, 1720 von französischen Hugenotten als Farmgemeinde gegründet, steht das „Afrikaanse Taalmonument“, ein 57 Meter

hohes Granit-Denkmal, das an die Entstehung der Burensprache Afrikaans erinnert. Die Architektur der Afrikaaner, der Buren, bestimmt das Stadtbild: Giebelhäuser, kapholländische Herrenhäuser, Landhotels mit Namen wie „Mountain Shadows“ oder „Grande Rôche“. Etwa 110 000 Menschen leben in Paarl, die meisten vom Weinbau. Selbst untereinander sprechen die farbigen und schwarzen Erntehelfer Afrikaans. Sie ernten Tafeltrauben. Jeden Tag von sechs bis sechs, auch samstags, auch sonntags. Nur in der Woche von Weihnachten bis Neujahr nicht. Dann haben sie frei. Seit gestern sind sie fertig mit den Trauben. „Jetzt kommen die Erdbeeren dran und dann die Pflaumen“, sagt Sampie.

Sampie Heyns ist einer von 60 Arbeitern und Arbeiterinnen, die auf der „Picardie“-Farm in Paarl im sonnig-mediterranen Kapweinland ihr Tageswerk verrichten. Sie alle wohnen in alten Steinbaracken inmitten des Weinbergs, kaum 50 Meter vom Herrenhaus der Familie Louw entfernt. Die „Picardie“-Farm ist auf weiße Tafeltrauben spezialisiert. Die werden größtenteils exportiert. Dann gibt es noch ein paar Felder mit anderen Obstsorten, die Mineralwasserquelle und das Gästehaus. Sampie ist seit acht Jahren auf „Picardie“. Er hat geheiratet und zwei Söhne gezeugt. Die gehen in Paarl zur Schule. Seine Frau arbeitet auch auf „Picardie“. Sie putzt im Gästehaus. Sampie ist privilegiert. Louis und Lana Louw, die Farmbesitzer, zahlen ihm 800 Rand im Monat, umgerechnet 290 Mark, eher das Gehalt eines Vorarbeiters. Da kann er sich sogar einen Fernseher leisten. Miete braucht er für seine Familienbaracke nicht zu zahlen. Und die Trauben gibt es umsonst.

Sampie stammt aus Kapstadt und ist Farbiger. Er sagt, er mag seine Arbeit. „Der Job ist sicher, aber hart.“ Sich abends besaufen - das sei nicht drin. Jeden Tag um sechs in der Frühe geht es los: Sampie Heyns füllt die Flaschen ab: „Picardie - Natural Spring Water.“ Genauer: Sampie schraubt die Verschlüsse auf die Plastikflaschen. Akkordarbeit ohne Akkordlohn. Fast überall in der Westlichen Kapprovinz gibt es sie zu kaufen, der halbe Liter für ein paar Rand. Und sonntags, da sprengt er den Rasen vor dem Gästehaus. Die Touristen aus Europa und Amerika, die da wohnen, die die „Wine Estates“ von Paarl auf den Reiseführer-Weinrouten abklappern, Chardonnay, Pinotage, Cabernet Sauvignon und Merlot kistenweise ordern, die sind von einer anderen Welt als die Weinarbeiter. Sampie wird nie nach Europa reisen. Nur in Gedanken wird er am Fernseher dabei sein, wenn seine „Bafana Bafana“-Helden in Frankreich auflaufen und Weltmeister werden.

Südafrikas Winzer stehen in der Kritik. Den meisten Arbeitern auf den Weingütern geht es noch schlechter als Sampie Heyns. Viele werden mit Monatslöhnen von etwa 360 Rand abgespeist, das sind 130 Mark. Sie werden geheuert und gefeuert, sind ohne jede soziale Absicherung, werden wieder weggeschickt, wenn die Lese beendet ist. Zu Apartheid-Zeiten zahlten etliche Winzer ihre Arbeiter flüssig aus: Statt Rand gab es Wein, mal in der Konservendose, mal in der Flasche. Zustände, wie zu Beginn der Industrialisierung in Deutschland vor 200 Jahren. Als der renommierte

südafrikanische Weinexperte John Platter vor eineinhalb Jahren in einem BBC-Interview an diese Praxis erinnerte, gab es unter Südafrikas Winzern einen Aufschrei der Empörung. Die afrikaanssprachige Tageszeitung „Die Burger“ bezichtigte ihn, die von Buren beherrschte Weinindustrie in den Schmutz ziehen zu wollen. Ein Leser ließ wissen, er habe Platters Weinführer „zerrissen und verbrannt“.

Den Exporterfolgen der südafrikanischen Winzer tut die Lohnsklaverei keinen Abbruch. 1990 verkaufte die Kap-Republik noch 200 000 Kisten Wein ins Ausland, vor allem nach Europa und Nordamerika. 1997 waren es schon vier Millionen Kisten. 105 608 Hektar sind in Südafrika für die Reben reserviert. 4 646 Winzer gibt es, dazu 69 Kooperativen und 145 Privatkellereien. 45 000 Farmarbeiter arbeiten in den Weinbergen. Jedes Jahr von Januar bis März findet die Weinlese statt. 300 000 Menschen ernährt der Weinbau in Südafrika. 1 029 000 000 Liter Wein und Traubensaftkonzentrat, mehr als eine Milliarde Liter, stieß die Rebenindustrie 1997 aus. Das Gros kommt aus der Westlichen Kap-Provinz, dem Hinterland von Kapstadt, aus den Weinbezirken Paarl, Stellenbosch, Worcester, Robertson, Klein Karoo, Orange River, Olifants River und Malmesbury.

„In Paarl ist der Wein der wichtigste Arbeitgeber“, sagt Magda de Kock. Sie ist die PR-Chefin von KWV in Paarl. KWV steht für „Kooperatiewe Wijnbouwers-Vereeniging“, die größte Winzergenossenschaft der Welt. Auf die KWV-Visitenkarten ist die Silhouette von „La Concorde“ goldfarben eingedruckt. „La Concorde“, eine weißgetünchte Prachtvilla kap-holländischen Stils mit schmiedeeisernem Tor, ist der Firmensitz von KWV. Aber der Reichtum der Winzervereinigung lagert woanders: in den Fabrikhallen in der Kohler Street, den KWV-Kellereien. Dort werden die Weintrauben, die Ernte von etwa 5 000 Winzern, entrappt, abgebeert und gemischt (zerquetscht), der süße Traubensaft dann geschwefelt und gegoren, abgestochen und gelagert. Das alles ist eine Wissenschaft für sich. KWV gewährt Weinkundigen und Laien täglich Einblick in seine Kellereien. Für neun Rand erfahren Touristen in den kühlen Hallen die Bedeutung französischer Eichenfässer, den Unterschied zwischen Spätlese und Auslese, zwischen Pinotage und Muscadel, zwischen „Springbok“ und „Cape Country“, letzteres bei der obligatorischen Weinprobe.

Mehr als 30 Millionen Liter Wein lagern in den Kellerhallen von KWV. Die größten der französischen Eichenfässer beinhalten ein Vermögen: bis zu 200 000 Liter Wein. „Wir kaufen die Trauben, produzieren und exportieren den Wein“, beschreibt Magda de Kock die scheinbar simple Aufgabe der 1 100 KWV-Mitarbeiter. Die Kooperative wurde 1918 von Winzern gegründet, als eine Reblaus-Epidemie die Existenz vieler Weingüter bedrohte und man auf gegenseitige Hilfe angewiesen war. Heute exportiert KWV in 50 Länder, vor allem nach Großbritannien, nach Kanada und nach Deutschland. „Ohne die Marketingmacht von KWV könnten die einzelnen Winzer gar nicht weltweit die Märkte erreichen.“ Jedes Jahr kommen über 50 000 Besucher nach Paarl. Sieben von zehn sind Ausländer. „Das ist



eine gute Gelegenheit, unseren Wein und unser Land zu vermarkten", meint Magda de Kock. Nur die Arbeiter in den Weinbergen - die bekommen KWV-Besucher, die Reisenden in Sachen Pinotage & Chenin blanc nicht zu sehen.

## Auf der Suche nach Elim

In einem kleinen Ort in Südafrikas Westkap  
lebt die Zeit der Herrnhuter Mission weiter

Sie alle zogen aus, Elim zu finden, den „Himmlichen Frieden“. Aus Ägypten brachen vor 3 200 Jahren die Israeliten auf. Die deutschen Missionare kamen aus dem kleinen sächsischen Ort Herrnhut und legten 10 000 Kilometer zurück, und das im Zeitalter von Segelschiff, Postkutsche und Ochsenkarren. Nur die Touristen, die kommen heute meist aus Kapstadt, 200 Kilometer, mit dem Auto - wenn überhaupt.

Gottes Krieger waren auf dem Weg zum Sinai. „Da murrte das Volk gegen Mose und sagte: Was sollen wir trinken? Er schrie zum Herrn, und der Herr zeigte ihm ein Stück Holz. Als er es ins Wasser warf, wurde das Wasser süß. (. . .) Dann kamen sie nach Elim. Dort gab es zwölf Quellen und 70 Palmen; dort am Wasser schlugen sie ihr Lager auf.“ (Exodus, 15, 24-27)

Als die deutschen Missionare Johann Gottlieb Bonatz und Christian Thomsen 1824 Genadendal, Afrikas älteste deutsche Missionssiedlung, verließen, kamen sie an einen Ort, den die Khoi-San, die südafrikanischen Buschmänner, „Vogelstraußkral“ nannten. Ein Holländer hatte dort Strauße gezüchtet. Genadendal war damals überfüllt mit getauften Khoi-San, Halbsklaven, die von den Farmen der Weißen in Südafrikas Westlicher Kapprovinz geflohen waren und bei den Herrnhuter Brüdern Zuflucht fanden. Der „Vogelstraußkral“ wurde zur Stätte biblischer Verheißung. 1824 gründeten Herrnhuter Brüder hier Elim. Das Klima ist mild, die Vegetation üppig, der Boden fruchtbar. Zwölf Quellen gibt es in Elim, hinter der weißverputzten Giebelkirche wachsen Palmen, und das Wasser des kleinen Nuwejaarsriviers, der Elims Felder bewässert, schmeckt süß. Elim ist ein Ort „Himmlichen Friedens“, eine gute Autostunde vom tosenden Kap Agulhas entfernt, der Südspitze Afrikas, wo sich der kalte Atlantik und der warme Indische Ozean treffen, wo Afrika zu Ende ist.

Etwa 80 Kilometer nördlich von Elim verläuft die Autobahn N2, die Rennzufahrt zur Garden Route, Südafrikas schönster Küstenstraße, die von Kapstadt Richtung Port Elizabeth führt, Pflichtstrecke aller Kap-Urlauber. Fast alle lassen Elim rechts liegen. Der biblische Ort ist den Individual-Reiseführern nur Fußnoten wert. Im Big Business des Kap-Tourismus ist er nur ein bedeutungsloser Nebenschauplatz. Dabei führen sieben Wege nach Elim. Kommt man aus Hermanus, dem südafrikanischen Mekka der Whale Watcher, der Walgucker, geht es entlang der Felder und Farmen, der

Straßendörfer und staubigen Schotterpisten - Landschaften, die Kulisse hätten sein können für all die Movies, die im amerikanischen Mittleren Westen der 30er Jahre spielen.

Es ist Mittwoch, und bald ist Ostern. Die Gemeinde von Elim hat sich zum „Midweek-Service“ versammelt, zum Wortgottesdienst, wie jeden Mittwochabend um halb sieben. Aber es sind nur wenige gekommen, knapp 50 der 2 500 Christen, die in Elim und den umliegenden Weilern das Leben in „Himmlischem Frieden“ leben. Die kapholländische Dorfkirche mit dem trompetenden Goldengel auf dem Reetdach, die schon 1834 entstand, ist der Mittelpunkt von Elim. Erst 1973 kam der Strom nach Elim, und bis dahin brannten im Gotteshaus noch Öllampen. Sonst hat sich nicht viel geändert in Elim, seitdem die Briten in jenem historischen Jahr 1834 in Südafrika die Sklaverei abschafften. Noch heute gilt: Wer Gründonnerstag zum Letzten Abendmahle Jesu nicht pünktlich ist, für den bleibt die Kirchentür verschlossen. Der muß umkehren - wie die törichten Jungfrauen mit den leeren Ölkrügen, die nicht da waren, als der Bräutigam kam.

Jungen und Mädchen sitzen getrennt voneinander in den Kirchbänken, die Frauen tragen Kopftücher, der Priester einen tiefblauen Anzug mit Krawatte. Spartanisch wie bei Reformierten ist die Kirche eingerichtet. Nur zu Ostern sind die 900 Plätze alle besetzt. Neben dem schmucklosen Altar stehen Vasen mit Trockenblumen. Von den kalkweißen Wänden hängen Tücher, bestickt mit Bibelziten. Johannes, zwölf, 36: „Solange ihr das Licht bei euch habt, glaubt an das Licht, damit ihr Söhne des Lichts werdet.“ Das Buch der Psalme, Kapitel 95, Vers sechs: „Kommt, laßt uns niederfallen, uns vor ihm verneigen, laßt uns niederknien vor dem Herrn, unserm Schöpfer.“ Gepredigt, gesungen, gesprochen wird in Elim nur auf Afrikaans, der Sprache der Buren. Die in Elim leben, sind aber keine Buren, sondern Farbige, Coloureds, Nachfahren der Khoi-San, der Buschleute, und der europäischen Missionare. In Elim haben sich die Völker Südafrikas vermischt.

Die heutige Lesung erzählt vom Auszug der Israeliten aus Ägypten. „Gott sagte: Wenn du auf die Stimme des Herrn, deines Gottes, hörst und tust, was in seinen Augen gut ist, wenn du seinen Geboten gehorchst, auf alle seine Gesetze achtest, werde ich dir keine Krankheiten schicken, die ich den Ägyptern geschickt habe.“ Der Priester begrüßt den Gast aus Deutschland. Die Konfirmanden drehen neugierig die Köpfe, dann blättern auch sie im „Gesangbuch der Brüderkirche“. Die Organistin stimmt das Lied an: „Oh Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn.“

Der Abend des 25. März: 10 000 Kilometer nordwärts kickt Deutschland gegen Brasilien. Hier, wo Afrika zu Ende ist, gibt es keine Spektakel. Nur ein Rugby-Spiel in Kürze, verspricht ein Plakat: Die Auswahl von Arniston gegen die von Bredasdorp. Die Dunkelheit hat sich wie ein schwarzer Mantel über die geteerte Hauptstraße von Elim gelegt. Nur in wenigen der reetgedeckten kleinen weißen Steinhäuser von Elim brennt noch Licht,

am längsten im Gästehaus, das wie alle Häuser so kurz vor Ostern neu geweißelt wurde. Die Menschen von Elim sind Christen wie die meisten anderen Südafrikaner auch. Aber Elim ist eine andere Welt. Gäbe es nicht die beiden Zapfsäulen vor dem Krämerladen, die paar Toyota-Pickups auf der Straße, den Shop, der Coca Cola, Marlboro und Videos vertreibt - die Straßen nach Elim wären eine Abfahrt in vergangene Jahrhunderte.

Elim ist eine Welt, die im 18. Jahrhundert entstand. Eine Welt der Pietisten. Die deutschen Missionare, die 1824 den „Himmlischen Frieden“ ans Ende von Afrika brachten, gehörten der Evangelischen Brüderkirche an, der Herrnhuter Brüdergemeine. Herrnhut, ein Städtchen der Lausitz, 22 Kilometer südwestlich von Görlitz gelegen, ist der Ort, an dem ein gewisser Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf am 13. August 1727 ein kleines christliches Gemeinwesen gründete, das antrat, den christlichen Glauben zu erneuern. Zinzendorf sammelte Böhmisches und Mährisches Brüder um sich - Nachfahren der 1467 gegründeten Unitas Fratrum, der „Brüderunität“, einer vorreformatorischen Reformbewegung, die Sanftmut und ein einfaches Leben predigte, Eid und Kriegsdienst ablehnte. Aus der Handwerkerkolonie Herrnhut entstand eine schwärmerische Erneuerer-Bewegung. Zinzendorf hatte schon seit 1722 Glaubensflüchtlinge aus Böhmen und Mähren auf seiner Berthelsdorfer Grundherrschaft angesiedelt. Seelsorge, Bibelstudium, eine ordensähnliche Lebensordnung - im Mittelpunkt der Herrnhuter Brüdergemeine stand Christus. Nach einer Zeit der religiösen Verfolgung stimmten die Herrnhuter dem Augsburger Bekenntnis zu, Philipp Melancthons Confessio Augustana von 1530, der wichtigsten Bekenntnisschrift der reformatorischen Kirche. Die Brüdergemeine wurde von Sachsen 1749 staatlich anerkannt, da waren die ersten Missionare schon in die Welt gezogen: nach Grönland, nach Nordamerika und nach Südafrika. Die Herrnhuter predigten ein begeistertes Christentum der Tat, ohne das Schwert in der Hand. Und sie schufen Gemeinwesen, die den Himmel auf Erden holen sollten.

Der erste Herrnhuter Missionar am Kap war Georg Schmidt. „Die Pietätlosigkeit ist sehr groß in diesem Land, es wird zügellos getrunken“, schrieb der Pietist 1737 von Kapstadt nach Deutschland. Sein erster Versuch, die Khoi-San zu missionieren, scheiterte. Die niederländischen Calvinisten am Kap hatten ihm verboten, die Buschleute zu taufen - denn die galten als bessere Tiere, als verlorene Seelen. Und so verließ Schmidt Südafrika 1744 wieder. Die Khoi-San, denen er in seiner Missionssiedlung Baviaanskloof in der Westlichen Kapprovinz lesen und schreiben beigebracht hatte, blieben allein zurück.

48 Jahre später, 1792, kamen erneut Herrnhuter Missionare nach Südafrika - nach Baviaanskloof. Europas Reformierte hatte ein missionarischer Aufbruch erfaßt. Baviaanskloof wurde Genadendal, nach Kapstadt damals zweitgrößte Siedlung Südafrikas. Hier lebten Täufer und Getaufte zusammen, Missionare, Khoi-San und Mischlinge. Bekehrung - das hieß aus den „Wilden“ Christen und Europäer zu machen. Die Herrnhuter brachten ihren Schützlingen den Ackerbau und verschiedenste Handwerke

bei. Gegen „barbarische“ Unsitten gingen sie vor: gegen Vielweiberei, gegen Initiationsriten und Aberglauben, gegen den Brautpreis. Aber auch gegen die Unsitte, allein den Frauen die Feldarbeit zu überlassen. Die burischen Farmer in der Umgebung waren aufgebracht. Die betrachteten die Missionsstädte als Verstecke für Diebe und Mörder. Tatsächlich waren Orte wie Genadendal Zufluchtsstätten - für die, die der Zwangsarbeit und den Mißhandlungen auf den Farmen entflohen. Die Missionare wurden zu Anwälten der „Eingeborenen“. Und sie hatten manches Mal Erfolg. 1842 erhielten die Khoi-San und die Mischlinge die gleichen Freiheitsrechte wie die Weißen - blieben aber dennoch ein land- und besitzloses Proletariat.

Als Genadendal aus allen Nähten platzte, entstand Elim. Der Ort hat heute die Aura eines Freilichtmuseums. Die Wassermühle von 1828 ist die größte und älteste Südafrikas, aus dem Mehl werden Kekse gebacken wie schon zur Zeit der Burenkriege. Die Uhr am Kirchgiebel geht so präzise wie 1764, als sie im sächsischen Zittau für die Herrnhuter Brüdergemeine angefertigt wurde. Zweimal wöchentlich ziehen sie zwei junge Männer per Hand auf - wie sie es von ihren Vätern gelernt haben. Vor dem Krämerladen erinnert ein weißer Gedenkstein von 1938 an die Abschaffung der Sklaverei am Kap. Viele der 1834 freigelassenen Sklaven kamen in Elim unter. Die Blumenfabrik, 1869 von den Deutschen gebaut, exportiert heute noch Trockenblumen nach Übersee. Auf dem verwilderten Friedhof reihen sich weiße Grabsteine mit deutschen Namen aneinander: die von Missionaren, Ärzten, Handwerkern, Juristen . . .

In Elim lebt die deutsche Missionsgeschichte weiter - obwohl der letzte deutsche Missionar 1968 zurück in die Bundesrepublik ging und die Herrnhuter Brüdergemeine in Elim längst unter dem Namen „Moravian Church“ firmiert, also zum südafrikanischen Ableger der Mährischen Kirche gehört. „Wir halten all die Traditionen aufrecht, die die Deutschen hier geschaffen haben“, sagt Andree Joorst. Sie ist die Seele von Elim: Organistin, Chorleiterin, Gästebetreuerin, Mitglied im Kirchenrat. Wie vor 150 Jahren: Gründonnerstags kommen alle Frauen in Weiß zum Gottesdienst, die Kommunion wird nur alle drei Monate erteilt. Die Älteren im Ort reden den „Reverend“ heute noch mit „Herr“ an. Die Söhne lernen das Handwerk ihrer Väter, und das heißt in aller Regel: Dächer mit Reet zu decken. Wer ein Haus bauen will, muß sich beim Gemeinderat darum bewerben, ein Stück Land pachten zu dürfen, denn Grund und Boden gehören einzig und allein der Kirche. Die Kinder werden nach der sechsten Schulklasse, zwei Jahre vor der Konfirmation, feierlich zu Bürgern von Elim erklärt, und ihnen werden in der Kirche eine Bürgerurkunde und ein Büchlein mit den „Regeln von Elim“ überreicht. Gut sollen sie ihre Nächsten und jeden Fremden behandeln, den Zehn Geboten folgen, den Sonntagsgottesdienst und den Samstagsgottesdienst nicht missen. „Wir beenden die Woche mit dem Herrn, und wir beginnen die Woche mit dem Herrn“, sagt Andree Joorst. Sie sagt es ohne missionarischen Eifer, ohne jeden Dogmatismus. „Nur schade, daß immer mehr Leute den Traditionen nicht mehr folgen.“

Sie meint nicht die in Elim, sondern die in den abgelegenen Weilern. Die, die in Elims Tante-Emma-Laden gerne Alkohol kaufen würden, gäbe es den, und sich die Videos ausleihen: „Last Man Standing“ mit Bruce Willis, „Asterix“ oder „Der Exorzist“.

In Elim gab es nie Teufelsaustreibungen und Vertreibungen, Scherbenberichte über verirrte Schafe Gottes, trotz der kirchlichen Allmacht. „Wer aus der Reihe tanzt, wird gemaßregelt“, sagt Andree Joorst. „Du bekommst eine Verwarnung vom Gemeinderat.“ Und wenn das nicht hilft? „Du bekommst mindestens drei Verwarnungen, und wer sich dann immer noch nicht an die Spielregeln halten will, der muß das Dorf verlassen.“ Aber an einen solchen Fall kann sie sich nicht erinnern. Also doch eine liberale Gemeinschaft? „Nein! An der Mährischen Kirche ist überhaupt nichts liberal. Wir halten die Kinder im Zaum, denn sie sollen ja später gute Erwachsene und gute Eltern werden. Und sie sollen stolz darauf sein, Bürger von Elim zu sein.“ Ihre Heimat müssen viele dennoch verlassen: die Schüler, um anderswo eine weiterführende Schule zu besuchen, die Männer, um ihre Familien zu ernähren.

Elim ist kein Schlaraffenland, keine Insel des Überflusses im von Armut und Gewalt zerrütteten Südafrika. Die Reetdachdecker von Elim sind Wanderarbeiter, heute hier und morgen da. 75 Prozent der Männer von Elim leben seit Generationen so - ein stiller Exodus. „Es gibt hier einfach nicht genug Arbeit“, erzählt Andree Joorst. In der Mühle hat sie eine kleine Rezeption für Besucher aufgemacht. Zwischen Gästebuch und afrikaan- sen Glanzbroschüren mit dem Titel „150 Jubeljaar Elim Kerk“ kramt sie ein paar Schwarz-Weiß-Postkarten hervor: Fotos aus Elim, aus dem Jubeljahr 1985. „Alles unverändert hier“, sagt sie. Die Motive hätten auch vor 100 Jahren aufgenommen sein können. Sie selbst kam 1987 aus Kapstadt, begleitete ihren krebserkrankten Mann, der Priester war, zurück an seinen Geburtsort Elim. Vor zwei Jahren starb er. Andree Joorst, 1939 als Kind eines schottischen Auswanderers und einer Farbigen in Kapstadt geboren, blieb. „Elim liegt direkt neben dem Himmel. Es ist der schönste Ort auf der Erde“, sagt sie. Trotz der wirtschaftlichen Not. „Neben dem Himmel“ gibt es auch eine Polizeistation. Aber es gibt keine Kriminalität. „Die Polizisten fahren deshalb in die Nachbarorte“, erzählt sie. „Hier ist ja nichts los.“

Nur die Arbeitslosigkeit trübt das Idyll. Aber die norwegische Regierung hat Linderung geschaffen. Sie spendierte 2,5 Millionen Rand, knapp eine Million Mark, für Landschaftsschutz in der Umgebung von Elim. 68 Leute reißen tagein, tagaus landesuntypische Pflanzen aus, die in der mediterranen Kap-Vegetation nichts verloren haben. Andere nutzen die Vielfalt von Wildblumen, die in der Gegend wachsen. Die Blumen werden getrocknet und nach Neuseeland und Großbritannien verschifft. Einst exportierte Elim jedes Jahr 70 000 Kilo Trockenblumen. Heute arbeiten in der Blumenfabrik gerade noch sechs Menschen. Auf dem kahlen Steinboden der Fabrikhalle hocken die Frauen wie ihre Urgroßmütter schon vor 100 Jahren und binden die getrockneten Wildblumen zu Sträußen zusammen. Die Fabrik gehört

der „Moravian Church“, wie fast alles in Elim. Ob es nicht in Deutschland Interesse an den Trockensträußen gebe, wollen die Arbeiterinnen wissen.

Etwas abseits im Ort liegt das „Elim Tehuis“, ein Heim für kranke und Schwerstbehinderte Kinder, Prüfstein der gepredigten Nächstenliebe. 1963 hat es ein deutscher Missionar bauen lassen, 1973 kam eine Abteilung für Physiotherapie dazu. 49 Kinder wachsen hier auf, viele mit einem IQ unter 20, wie der letzte Jahresbericht festhält, viele vom Schicksal geschlagen: Down-Syndrom, Pocken, Meningitis, Mangelernährung. Einige wurden von den Eltern mißbraucht, andere hat der Alkohol gezeichnet, von dem die Mutter während der Schwangerschaft nicht lassen konnte. Die Kinder kommen aus allen Ecken der Westlichen und der Östlichen Kapprovinz, vor allem aus den Townships von Kapstadt. Nur zwei stammen aus Elim.

Das „Elim Home“ ist keine Verwahr- oder Verwahrlosungsanstalt wie die berüchtigten Horrorheime in Rumänien oder Rußland. Selbst die spastischen Kinder wirken nicht apathisch, sondern aktiv, tollen herum, spielen Ball, singen, malen, sind krabbelnd oder im Rollstuhl unterwegs, machen Reha-Programme. Delena Cloete, die Leiterin des kircheneigenen Heims, ist dennoch mit den Nerven fertig. „Wir kommen mit dem Geld nicht aus“, sagt sie. 313 Rand, keine 120 Mark, gebe der Staat pro Kind und Monat - für Unterkunft, Essen, medizinische Versorgung und die Gehälter der Schwestern. Wie sollen da neue Spezialrollstühle für 3 500 Rand das Stück bezahlt werden, fragt sie. Die letzten hat die deutsche Christoffel Blindenmission bezahlt. „Aber jetzt müssen wir neue Geldgeber finden.“ Die Eltern der Kinder kommen wohl kaum in Frage. Nur zehn Eltern zahlen den erwarteten Obolus von monatlich 50 Rand. „Die meisten Eltern kümmern sich gar nicht mehr um diese Kinder. Wir sind es, die den Kontakt beibehalten. Wir fahren die Kinder hin und wieder zu ihren Eltern und holen sie auch wieder ab“, sagt Delena Cloete.

Hilfe von außen - die kommt sporadisch. Mal von der Mährischen Kirche in Europa, mal von der niederländischen Botschaft, mal von völlig Fremden, und sei es ein Londoner Kirchenchor oder irgendein Rotarier-Club aus der Provinz. 1996 kam hoher Besuch nach Elim: Präsident Nelson Mandela, die Presse im Gefolge. Aber die Hoffnung auf mehr finanzielle Hilfe wurde enttäuscht. „Dem ging es nur darum, in den Nachrichten zu sein“, sagt Delena verbittert. Immerhin: Die siebenjährige spastisch behinderte Charmaine wurde zur Feier von Mandelas 78. Geburtstag nach Pietermaritzburg eingeladen. Ob die Kinder glücklich sind in Elim? „Ja, hier fühlen sie sich richtig glücklich. Man sieht es ihren Gesichtern an“, sagt Delena. Und wie sieht es mit Behindertenwerkstätten aus? „Keine Chance. Wir können diesen Kindern beibringen, sich zu waschen, sich anzuziehen, allein zu essen. Mehr ist nicht drin.“ Bis sie 21 sind, können sie in Elim bleiben. Dann müssen sie zu ihren Eltern zurück, in ein Südafrika, das den „himmlischen Frieden“ noch sucht - in eine Welt jenseits von Elim.

## Zehn Omeletts aus einem Ei

### Südafrikas Straußenzüchter kämpfen um neue Märkte und leben nicht ungefährlich

Die Frau verstand nicht viel von Straußen, und das war ihr Verhängnis. „Sie wollte eine Abkürzung über das Feld nehmen, auf dem die Strauße eingezäunt waren. Vor ein paar Wochen ist das auf einer Straußenfarm in der Nähe von Kapstadt passiert“, erzählt Michael. „Ein Vogelstrauß hat sie angegriffen und mit Tritten getötet. Sie hätte sich auf den Boden knien sollen und mit den Armen den Kopf abdecken müssen . . .“ Wer das Revier eines Vogelstraußes betritt, lebt gefährlich. „Strauße verteidigen ihr Revier und greifen sehr schnell an“, weiß Michael Benton. Der 32jährige Südafrikaner züchtet Strauße. 1970 wanderte er als Kind mit seinen Eltern von England nach Südafrika aus. Im Oktober 1997, nach zehn Jahren Arbeit in der Schuhindustrie, stieg er ins „Ostrich Business“ ein, ins Geschäft mit den größten Vögeln der Welt. Auf der 1995 errichteten Straußenzuchtfarm „Heen en Weer“ am Rande des tristen südafrikanischen Provinzkaffs Klapmuts, 40 Kilometer östlich von Kapstadt, leben derzeit 320 Exemplare der flugunfähigen Savannenvögel. Wenn Michael Benton in ein Gehege geht, dann nicht ohne einen Besen oder eine Heugabel, um die neugierigen und zuweilen aggressiven Tiere notfalls auf Distanz zu halten. „Erst neulich hat ein Tier nach mir getreten - und fast meine Eingeweide getroffen“, berichtet Benton. „Aber die meisten Strauße erkennen mich an meinem Hut. Die denken wahrscheinlich: „Ach, da kommt der Hut.““

Die Besucher von „Heen en Weer“ müssen sich nicht fürchten. Nur selten springt mal ein Strauß über die knapp zwei Meter hohen Drahtzäune. „Neulich ist ein Jungtier abgehauen“, erzählt Michael. „Tage später haben wir es bei einem Farmer eingefangen - in dessen Wohnzimmer!“ Vielleicht hat das Tier geahnt, was ihm blüht: das Schlachthaus. In fast 50 Ländern der Erde werden Strauße gezüchtet, die meisten in Südafrika, und das bereits seit 1838. Anfangs waren vor allem die Straußenfedern begehrt. 1913 exportierte Südafrika bereits 464 581 Kilogramm Federn. Der Erste Weltkrieg brachte die Ausfuhr fast zum Erliegen. Südafrikas Zuchtbestände sanken, und die Straußenfarmer sahen sich vermehrt gezwungen, auch das Fleisch und die Haut der Vögel zu verarbeiten. Für die alten Ägypter wäre all dies Frevel gewesen. Die Federn galten in der ägyptischen Antike als göttliches Attribut, und nur der Pharao und seine Familie durften sich damit schmücken.

Heute gibt es etwa 250 000 domestizierte Strauße in Südafrika, in China und den USA jeweils gut 100 000. Allein in der Umgebung von Oudtshoorn, im Osten von Südafrikas Western Cape-Provinz, siedeln an die 200 Straußenfarmer. Die bis zu 2,60 Meter großen Tiere sind für Menschen so nützlich wie „eierlegende Wollmilchsäue“. Ihr Fleisch gilt wegen der minimalen Cholesterinwerte als besonders gesund, Straußenfedern endeten schon im 19. Jahrhundert als Boa-Chic der weiblichen High Society, das Leder ist teuer und hochwertig, die pulverisierten Zehen sind in Ostasien

als angeblich potenzsteigerndes Mittelchen gefragt, und die Knochen taugen noch als Tiermehl. „Wenn man einen Strauß schlachtet“, sagt Benton, „bleibt kein Abfall übrig.“

Das Schlachten überläßt Michael Benton anderen. Etwa 20 Schlachthäuser für Vogelstraße gibt es inzwischen in Südafrika. Michael und seine zwei Farmarbeiter ziehen die Tiere nur groß. Spätestens im Alter von 14 Monaten sind die Vögel schlachtreif und werden dann an Schlachter verkauft. Bis zum Alter von einem Jahr gilt die Rechnung: Vier Kilo Futter ergeben ein Kilo Straußenfleisch. Ein schlachtreifes Tier liefert etwa 50 bis 60 Kilo zartes Fleisch. Ihre Geschlechtsreife - das vierte Lebensjahr - erreichen die Farmstraße nicht. In der Wildnis werden die Langhalse bis zu 40 Jahre alt. Dort fällt die Brut aber oft Schakalen und Löwen zum Opfer, obwohl selbst junge Strauße bis zu 60 Stundenkilometer schnell laufen können. „Allerdings“, erzählt Benton, „haben Strauße durch Tritte mit ihren scharfen Zehenklauen auch schon Löwen getötet.“

Der Markt in Südafrika steckt in einer Krise. Die Verbraucherpreise sind konstant hoch, die Erzeugerpreise sind gesunken. Die weltweit größte Genossenschaft von Straußenfarmern, die Klein Karoo Kooperative in Oudtshoorn, die Straußenfleisch und -leder rund um den Globus vermarktet, steckt aber den Kopf in den Sand, statt neue Absatzmärkte im Ausland zu erschließen und alternative Marktstrategien zu entwickeln, kritisieren viele Großfarmer. Dabei ist Straußenfleisch auch in Übersee beliebt - seitdem bekannt ist, daß das Blutfett Cholesterin Arterienverkalkung fördert.

Mit Wildbret läßt sich das Fleisch von Farmstraußen nicht vergleichen. Die Strauße von „Heen en Weer“ sind „40 bis 50 Generationen von wilden Straußen entfernt“, erzählt Benton. Dennoch ist die Aufzucht schwierig. „Die Jungtiere sterben oft an Infektionskrankheiten. Erst mit sechs bis sieben Monaten sind die Strauße weniger anfällig für Krankheiten als anderes Vieh.“ Die Küken kauft Benton von einer Brutstation, er selbst übernimmt nur die weitere Aufzucht. Die Tiere auf der 4,5 Hektar großen Farm hat er - je nach Alter - in fünf verschiedene Gehege getrennt. Straußenrennen und -ritte für erlebnishungrige Touristen, wie sie manche Farmen anbieten, lehnt er strikt ab. „Die Tiere sind dafür nicht gebaut“, das sei Tierquälerei, sagt Benton. Meist seien es Japaner oder Deutsche, die solche exotischen Wünsche äußerten.

Stattdessen bietet er den täglich rund 50 Besuchern Führungen an - für 15 Rand pro Person, umgerechnet sechs Mark, ein Getränk und eine Tüte Luzerne zum Füttern der Strauße inklusive. Viele Farmer in Südafrika nutzen den Tourismus als Chance, ihr Einkommen aufzubessern. Nur wenige Kilometer von „Heen en Weer“ entfernt hält eine Krokodilfarm ihre Tore für Neugierige geöffnet. Touristen, die von Kapstadt aus die malerischen kapholländischen Weinstädte Stellenbosch und Paarl besuchen, legen oft einen Zwischenstopp bei so exotisch wirkenden Farmen wie „Heen en Weer“ ein. Bentons Frau betreibt den Farm-Shop und ein kleines Restaurant. Im Angebot: Schmuck aus Straußeneierschalen, Geldbörsen



aus Straußenieder und - Straußensteaks. Oder: Omelett. Ein Straußenei reicht für zehn Eierkuchen. Was Benton seinen Besuchern nicht bieten kann: Strauße, die den Kopf in den Sand stecken. „Das ist eine Legende“, klärt er auf. „Wenn wilde Strauße auf dem Boden ruhen, legen sie bei Gefahr den Kopf flach auf die Erde - zur Tarnung.“ Ein Löwe verwechselt den Strauß dann leicht mit einem dunklen Busch. Ein Straußenhirn wiege zwar nur 30 bis 40 Gramm, so Benton, „aber dafür sind die Tiere ganz schön intelligent“.

## Flucht aus Johannesburg

### Deutsche in Südafrika sind Kriminalität und hohen Steuern ausgesetzt

Die Buschmänner haben sein Geheimnis entdeckt, die Japaner sind verrückt danach, die Südafrikaner haben ihn, und Hermann Schopferer aus dem hessischen Marburg soll ihm den Weg in deutsche Bioläden weisen. Die Rede ist von einem „Wundertrank“, dem gesunden Rotbuschtee, der nur im milden Klima der südafrikanischen Cederberge gedeiht. Hermann Schopferer ist als Agrarauditor in Südafrika unterwegs. In der Umgebung des Provinzstädtchens Clanwilliam, etwa 250 Kilometer nördlich von Kapstadt, kennt er fast jede Teeplantage. Seit Tagen besucht er Teefermer, um sie davon zu überzeugen, ihren Rotbuschtee nach Öko-Richtlinien der EU anzubauen und zertifizieren zu lassen. Für deutsche Naturkostläden wäre der tanninfreie „Rooibos“, wie Südafrikas Buren den Tee nennen, viel interessanter, wenn er aus Öko-Anbau käme. „Seitdem die Rooibos-Teefabrik ihr Monopol aufgeben mußte“, sagt Schopferer, „entstehen hier immer mehr Teeplantagen.“ Seine Aufgabe ist es, die Bioqualität des Tees vom Anbau bis zum Vertrieb sicherzustellen und den Teefermen Importeure für den deutschen Markt zu vermitteln. Schopferer, der drei Jahre als Entwicklungshelfer im westafrikanischen Burkina Faso gearbeitet hat, ist als Auditor der deutschen Zertifizierungsfirma OASIS oft in Südafrika - so oft, daß „wir bald eine eigene Vertretung in Südafrika gründen wollen“.

Expansionspläne hier, Enttäuschung dort - an Südafrika scheiden sich die Geister. Für viele deutsche Großunternehmen ist die Aufbruchstimmung nach der demokratischen Wende in Südafrika schnell der Ernüchterung gewichen. Die hohe Verbrechensrate, aber auch Devisenkontrollen, Streiks, hohe Krankenstände und die Macht der Gewerkschaften schrecken neue Investoren aus Deutschland oft ab. „Südafrikaner nehmen sich frei, wann immer sie wollen“, diagnostizierte die Kapstädter „Cape Times“ zu Jahresbeginn - und das bei einer Arbeitslosenrate von fast 30 Prozent. Die Produktivität südafrikanischer Arbeiter hinkt der westeuropäischen und selbst ostasiatischer Arbeitnehmer meilenweit hinterher. Deutsche Konzernniederlassungen in Südafrika beschränken sich zur Zeit weitge-

hend auf Modernisierungs- und Automatisierungsinvestitionen. 370 deutsche Unternehmen, von VW bis Siemens, sind bei der Deutsch-Südafrikanischen Handelskammer in Johannesburg registriert. Etwa 70 000 Menschen beschäftigen die deutschen Firmen am Kap. Das Mercedes Benz-Werk in East London beispielsweise ist Daimlers drittgrößte Autofabrik außerhalb Deutschlands. Die Fahrzeuge werden bis nach Kenia und Uganda exportiert.

Nach Großbritannien ist Deutschland Südafrikas wichtigster Handelspartner, droht inzwischen aber hinter die USA auf Platz drei abzufallen. Dennoch: Kleine und mittlere deutsche Unternehmen und auch Einzelkämpfer können in Südafrika noch Marktnischen finden, wenngleich nicht so leicht wie zu Beginn der Mandela-Ära 1994. Südafrikas Wirtschaft ist noch immer von Monopol- und Großunternehmen geprägt. Deren schwerfällige Bürokratie bietet kleineren Marktneulingen oftmals die Chance, mit flexiblen Strategien und Innovationen rasch Marktanteile zu gewinnen.

Wer in Südafrika sein berufliches Glück versucht, wird auf deutsche Spuren treffen: etwa auf Ortsnamen wie Heidelberg oder Berlin, vor allem aber auf deutsche Familiennamen - Namen der Nachfahren jener deutschen Siedler, die gemeinsam mit Holländern, Franzosen und später Briten das Kap von 1652 an kolonisiert hatten. Die haben sich aber - anders als die „Südwester“-Deutschen im Nachbarstaat Namibia - im Laufe der Zeit assimiliert, besitzen längst südafrikanische Pässe und sprechen nicht Deutsch, sondern Englisch und Afrikaans. Andere „echte“ Deutsche sind erst vor wenigen Jahren oder Jahrzehnten ausgewandert.

Karin Joynt ist so ein Fall. Die 47jährige aus Norderstedt bei Hamburg kam vor 20 Jahren in ihre Wahlheimat Südafrika. Ihr Mann, Inhaber eines Unternehmens für Sicherheitstechnik, ist Südafrikaner irischer Herkunft. 1993 stieg sie ins Tourismugeschäft ein. In Kapstadt vermietet sie Wohnungen und die Zimmer ihres Gästehauses „40 Winks“ an Touristen, vor allem an Briten und Deutsche. „Der Konkurrenzkampf zwischen den Bed & Breakfast-Unterkünften in Kapstadt ist enorm“, hat sie erfahren. Zuvor hat sie zwölf Jahre in Johannesburg gelebt - und gelitten. „Vier Einbrüche in sechs Monaten - das hat uns gereicht“, sagt die Mutter von zwei Kindern.

Südafrikas Wirtschaftsmetropole Johannesburg ist das krasse Gegenstück zu Kapstadt: Während unter Kapstadts Tafelberg eine bunte Mischung aus Weißen, Schwarzen, Farbigen und Asiaten halbwegs entspannt zusammenlebt, muß jeder in „Joburg“ täglich mit dem Schlimmsten rechnen. Wohnungseinbrüche und „Car-Hijacking“, also bewaffneter Autoraub, enden oft tödlich. Für deutsche wie auch südafrikanische Firmenangestellte ist das längst Grund genug, eine Versetzung nach Johannesburg abzulehnen. Auch Durban am Indischen Ozean hat die Welle skrupelloser Gewaltkriminalität inzwischen erreicht, Kapstadt (noch) nicht. „In Johannesburg“, erzählt Karin Joynt, „mußten wir jeden Tag die Kinder von der Schule abholen“ - aus Sicherheitsgründen. Südafrika den Rücken zu kehren, schließt sie aber aus: „Ich bereue nichts.“ Südafrikas vielfältige Landschaft, das milde und sonnige Klima, billige Immobilien und die Aufgeschlossenheit

seiner gut 42 Millionen Einwohner, darunter über fünf Millionen Weiße, wirken auf die meisten Europäer attraktiv.

Südafrikas Weiße sind wirtschaftlich weiterhin privilegiert, obwohl inzwischen auch 1,85 Millionen Schwarze zur Kategorie der Topverdiener zählen - mit einem durchschnittlichen Jahreseinkommen von umgerechnet 85 000 Mark. Besserverdienende fühlen sich aber von Südafrikas Steuersystem ausgebeutet. „Bis mittags bist Du ein Staatsdiener - ein Steuersklave“ betitelte die Sonntagszeitung „Sunday Times“ im April 1998 einen Bericht über Finanzminister Trevor Manuels Steuerpolitik. Wer pro Jahr 140 000 Rand verdient (umgerechnet 50 000 Mark), arbeitet derzeit an einem Werktag bei einer Arbeitszeit von neun bis 17 Uhr statistisch bis 13.24 Uhr für die Staatskasse, indirekte Steuern eingerechnet, wie Ökonomen der südafrikanischen Standard Bank ausgerechnet haben. Mit zehnpromtigen „Luxussteuern“ belegt die ANC-Regierung seit April 1998 selbst Wohnwagen, Geschirrspüler und Mobiltelefone. Der Grenzsteuersatz von 45 Prozent setzt für Südafrikas Bessersituierte bereits bei einem Jahreseinkommen von umgerechnet 45 000 Mark ein. Große Gegenleistungen kann Südafrikas Upperclass vom Staat nicht erwarten: Die staatlichen Renten fallen mager aus, die Schulen sind überfüllt, Krankenhäuser werden geschlossen, und die Polizei ist derart überfordert, daß das Geschäft der privaten Sicherheitsdienste und Assekuranzen noch lange blühen wird.

## Zeitumstellung im Tra-Tra-Tal

In Südafrikas Cederbergen kämpft eine alte deutsche Missionsstadt um ihr Überleben

Wupperthal liegt wie am Ende der irdischen Welt und sollte Vorposten des Himmels sein. Nicht das Wuppertal im teutonischen Bergischen Land, sondern das in einem anderen bergischen Land, das in Südafrikas Cederbergen, 200 Kilometer nördlich von Kapstadt. Auf bis zu 900 Meter über dem Atlantikspiegel führt die Schotterpiste durch eine Karl-May-Film-Landschaft nach Wupperthal in die schroffen Cederberge. 150 Jahre geht die Reise zurück: zu den Anfängen der deutschen Mission in Südafrika. Das von der Außenwelt fast völlig abgeschnittene Wupperthal ist eine Missionssiedlung der Mährischen Kirche von Südafrika, in der das Leben wie anno 1830 spielt. Fast.

Clanwilliam. Ein Provinzstädtchen am Fuße der Cederberge in Südafrikas Westlicher Kapprovinz, ein öder Streckenposten am Rande der Nationalstraße N 7, die von Kapstadt hoch zur namibischen Grenze führt. Vor dem „Spar“-Markt hält ein weißer Isuzu 4.0 Liter. Wie jeden Montag belädt der Fahrer seinen Lkw mit Brot, Obst und anderen Lebensmitteln. Proviant für die Missionssiedlung. Seine Tour von Wupperthal nach Clanwilliam und zurück ist die einzige regelmäßige Mitfahrgelegenheit, um zwischen zwei Welten zu pendeln, zwischen weltlicher Kapprovinz und

dem gottesfürchtigen Tal der Missionare, keine 70 Kilometer und doch scheinbar Welten voneinander entfernt.

Die Teerstraße endet bald, Tempo 20 gebieten die Schilder auf dem Pakhuis Paß. Den Fahrer mit dem Pepita-Hut schert es nicht. Mit 80 und einem Grinsen nimmt er die Paßstraße, die einen grandiosen Blick auf canyonähnliche Felsformationen und das fast menschenleere Tal des Olifants River öffnet. In Höhlen und Felsspalten haben die Khoi-San, die Buschleute Südafrikas, hier vor Jahrtausenden Spuren für die Ewigkeit hinterlassen: Felsmalereien - flüchtende Antilopen, ihre eigenen Trance-Tänze, Elefanten und Nashörner.

Unter den Reifen spritzt der Schotter weg. Ein Laster mit Tee und ein vollbesetzter Golf, der Öl verliert, kommen uns entgegen. Hier, sagt der Fahrer, ein burschikoser Farbiger, sei vor Jahren ein Bus aus der Kurve geflogen. „Haben nicht viele überlebt.“ Kein Wunder bei einem Absturz in 100 Meter Tiefe. Ein Schild weist zu einem Grab. Nicht Unfallopfer, sondern ein Dichter liegt hier begraben: Louis Leipoldt, Clanwilliams berühmter Poet und Arzt. Seine Asche wurde 1917 in einer Buschmann-Höhle verstreut. Der Laster durchquert das Bushmans Kloof Private Game Reserve, ein Mekka für Archäologen und eines für Botaniker, wenn im September das Tal zu einem Blumenozean der Farbenpracht wird, und eines für Vogelkundler. 140 Vogelarten gibt es im Reservat, und manches mehr: Springböcke, die murmeltierartigen Klippschliefer, die seltenen Kap-Bergleoparden, gefährliche Puffottern, Schwarze und Grüne Mambas.

Endstation im grünen Tra-Tra-Tal: Wupperthal. Als der deutsche Missionar Johann Gottlieb Leipoldt am 4. Januar 1830 hier ankam, erinnerte ihn die grüne Idylle inmitten der Cederberge an seine Heimat, das Tal der Wupper. Aus Elberfeld, das 1930 mit Barmen zur Stadt Wuppertal verschmolz, kam er im Auftrag der Rheinischen Mission. Wupperthal wurde die erste Missionsstation der rheinischen Gottesleute auf südafrikanischem Boden. Leipoldt blieb bis zu seinem Tod 1872. Erst 1965 endete die Mission, als die Gemeinde sich der Mährischen Kirche anschloß, der Moravian Church of South Africa, dem südafrikanischen Ableger der Herrnhuter Brüdergemeine.

Die Zeit der deutschen Missionare ist vorbei. Nur einer kehrte zurück: Karl Schiefer aus Weinstadt bei Stuttgart. 1969 kam er als evangelischer Austauschpfarrer nach Wupperthal. Aus geplanten vier Jahren wurden zehn. Von 1979 bis zu seiner Pensionierung 1989 lebte er nochmals in der Bundesrepublik. „Eine Woche später war ich wieder hier in Wupperthal“, sagt er. Aber er missioniert nicht, sondern arbeitet unbezahlt als „Development Officer“, als Entwicklungshelfer im Unruhestand, kümmert sich um das überfüllte Schülerheim, um staatliche Entwicklungsgelder und neugierige Besucher. „500 Rand“, keine 200 Mark, klagt er, „bekommen wir vom Staat pro Jahr für den Straßenbau - so viel wie jede einfache Farm.“ 2 500 Menschen, fast alle Farbige, leben in Wupperthal und den umliegenden Weilern ein recht gottgefälliges Leben unter harten Bedingungen: Die kleine Schuhfabrik von anno 1836 ist kaum rentabel, auch die Handschuh-

manufaktur gibt nur Arbeit für eine Handvoll Leute, und den kostbaren Rotbusch-Tee, der im Tal wächst, hat man in der Vergangenheit stets unter Wert an die Teefabrik in Clanwilliam verschauern müssen. Viele Bewohner der weißverputzten Reetdach-Häuser leben von dem, was sie im Garten anpflanzen: Süßkartoffeln, Kohl, Zwiebeln, Mais, Bohnen und Trockenfrüchte.

Karl Schiefers Wohnung ist der Draht zur Welt. In seinem kleinen Büro türmen sich neben PC, Telefon und Fax Berge von Papier, im Wohnzimmer hängen über dem abgenutzten Sofa Poster von Schloß Neuschwanstein, der peruanischen Tempelruinenstadt Machu Picchu, vom Grand Canyon, daneben aneinandergeliebte Panorama-Fotos von Wuppertal: Blick auf das sattgrüne Tal, Blick auf die kapholländische Giebelkirche von 1835, Blick auf die Teefelder. Im Regal, neben Camcorder und „Goldstar“-Recorder, ein Video: „Unterwegs in Wuppertal“, diesmal ohne „h“.

Dem südafrikanischen Apartheid-Regime war die Mährische Kirche mit ihrem Weltbild von gleichberechtigten Menschen ein Dorn im Auge, Sand im Getriebe der Rassentrennungspolitik. „Die Regierung der National Party hat uns links liegenlassen, als hätte es uns nicht gegeben“, erinnert sich Schiefer. Kaum verwunderlich: In Wuppertal trafen sich zu Zeiten des Staatsrassismus' heimlich farbige Priester, die die Apartheid überwinden wollten - und wurden anonym denunziert. „Ja, die Herrenhuter waren stramme Apartheid-Gegner.“ Der Rassenmix im Ort läßt es ahnen: Die Mischlinge, die in Wuppertal leben, sind größtenteils Nachfahren deutscher Missionare, europäischer Seeleute, entlassener Sklaven und christianisierter „Hottentotten“, wie die Khoi-San, die Buschleute, fälschlich genannt wurden.

Als Leipoldt 1830 das Tra-Tra-Tal erreichte, fand er bereits missionierte Khoi-San vor. Getauft hatten sie vermutlich Herrnhuter Brüder aus Sachsen, die schon seit Ende des 18. Jahrhunderts als Menschenfischer in der Kapprovinz unterwegs waren. Die Khoi-Buschleute, die als Jäger und Sammler gelebt hatten, empfingen die Deutschen friedlich. Der damals erst 27jährige Leipoldt und drei weitere deutsche Missionare waren keine stürmischen Bekehrer. Sie hatten in Kapstadt Holländisch gelernt und konnten so den Khoi-San das Evangelium verkünden. Den Kindern brachten sie Lesen und Schreiben, Fremdsprachen und Mathematik bei. Die Erwachsenen lernten ein Handwerk oder arbeiteten auf dem Feld. Die Missionare bekamen von der Rheinischen Mission anfangs nur Geld für den „leiblichen Unterhalt“ und waren gezwungen, aus eigener Kraft etwas aufzubauen. Eine Schule und einfache Häuser wurden errichtet, Eichen, Obstbäume und Weinstöcke angepflanzt, Schafe und Rinder gezüchtet. Als zwei Wochen nach Leipoldts Ankunft eine provisorische Freiluft-Kirche eingeweiht wurde, fragten die Khoi-Nomaden, ob sie bleiben dürften, so berichtet eine Chronik.

Die Seßhaftigkeit hatte ihren Preis: Vielweiberei und Geisterglaube verboten die Missionare den Khoi-San - nicht immer mit Erfolg. Auch Alkohol war fortan tabu. Im nahegelegenen Ort Beukeskraal hatten Farmer

Brandy gebrannt und verkauft - auch an die Khoi. „Von diesem Platz aus haben wir schon viel Verdruß gehabt wegen des häßlichen Lasters, dem Branntweintrinken“, schrieb Leipoldt damals und unterband den schwunghaften Brandy-Handel seiner Missionschristen. Und ordnete „algemene werken“ an, „öffentliche Arbeiten“ wie Straßenbau und Rodungen, denen sich niemand entziehen durfte. Wem die Spielregeln der Rheinischen Mission nicht paßten, der konnte gehen. Ungetaufte bekamen schneller den Laufpaß als Getaufte. Getauft wurde aber nur, wer fleißig die Bibel studiert hatte. Aller Zucht und Ordnung zum Trotz: Im August 1830 lebten schon 100 erwachsene Khoi-San in Wupperthal.

1834 bekam die protestantische Christensiedlung nochmals Zulauf: Die Briten hatten die Sklaverei am Kap abgeschafft, und viele der entlassenen Leibeigenen waren auf der Suche nach neuer Arbeit. Eine Zählung von 1840 ergab, daß 27 Wupperthaler „gewezen slaaf“ waren, entlassene Sklaven. Manche fanden beim Bau der großen Giebelkirche Arbeit, andere in der Gerberei. Und Leipoldts Frau Maria wies die „Hottentotten“ ein, wie Lederhosen und Ziegenhaar-Matratzen zu fertigen sind.

Seine sonderliche und entrückte Atmosphäre hat Wupperthal über Burenkriege und Apartheid hinweg bis heute bewahrt. Eine Welt ohne Big Macs, Brandy und Bordelle. Noch heute bimmelt die kleine Kirchenglocke von 1836 nur, wenn jemand gestorben ist, die große nur dann, wenn ein Feuer ausgebrochen ist. Auch mittwochs ist der Gottesdienst gut besucht, wie schon zu Leipoldts Zeiten. Der Mährischen Kirche, der sich die Gemeinde nach dem Rückzug der Rheinischen Mission anschloß, gehört fast alles im Ort, und zu ihrem Takt muß jeder tanzen. Ob ein Haus gebaut wird, wo ein Stück Land verpachtet wird, entscheidet allein der Kirchenrat. Die drei „Reverends“, die Geistlichen im Ort, und ein paar vom Volk gewählte Vertreter aus den Weilern entscheiden.

Einer von ihnen ist Hernice Philipp Heyns. 15 Jahre lang war er Direktor der Grundschule, Anfang 1998 hat er in Wupperthal einen Laden aufgemacht. Ein älterer Farbiger stellt ihn auf der Straße zur Rede: Ob er denn jetzt auf dem Acker vor seinem Haus endlich etwas anpflanzen dürfe? Heyns schnauzt ihn auf Afrikaans an: „Das muß der Gemeinderat entscheiden!“ Es gibt Streit in Wupperthal: über die Landnutzung, über die Bedachung der Häuser. Im November 1995 hat ein Feuer viele reetgedeckte Häuser in Ruinen verwandelt. Und auch die riesigen Palmen auf der Teerstraße zur Kirche tragen meterhohe schwarze Brandstreifen. Inzwischen haben einige Dörfler ihre Häuser mit Wellblech abgedeckt. Das paßt der Kirche nicht. „Trotzdem, wir halten hier zusammen“, sagt Heyns. „Jeder kennt jeden. Deshalb muß man aufpassen, was man flüstert - die Mauern sind wie ein Echo.“

Die Zeit ist aber nicht stehengeblieben im Tra-Tra-Tal. Nur noch wenige Eselskarren fahren durch den Ort, um so mehr Toyota Pickups mit offener Ladefläche. Im „Moravian Mission Store“ verkauft die Kirche Cola und Konserven, „Omo“-Waschmittel und Maggi-Fix-Soßen, Fernsehen und Waschmaschinen haben in Wupperthal Einzug gehalten. Kinder auf der

Straße hören laute Rap-Musik und träumen davon, Rugby-Spieler zu werden. Das Haus des Gründervaters Leipoldt ist ein Museum. Paraffin-Ofen, eine Getreidestampfe, zwei alte Jagdgewehre und die Ziegenfelltaschen des Missionsvorstehers erinnern an das Leben vor 150 Jahren. Ein paar Souvenirs sind zu kaufen: gehäkelte Hütchen für Klopapierrollen, 3,50 Rand das Stück, Honigtöpfe und Rooibos-Tee Marke „Wupperthal“. Den wenigen Touristen, die sich den Pakhuis Paß hochquälen und manchen Reifen platt fahren, zeigt Audrey Farao den Ort. „Tourism Officer“ ist er und bekommt von der Kirche dafür 1 100 Rand im Monat, etwa 400 Mark. Zu wenig für einen 25jährigen, um eine Familie zu gründen. Sein Großvater war Deutscher, seine Oma eine Khoi-San, erzählt er in perfektem Deutsch. „Viele junge Leute verlassen Wupperthal und gehen nach Kapstadt“, sagt Audrey. „Es fehlt an Jobs.“ Er träumt selbst vom Auswandern. In Australien, sagt er, hätte er als Deutschlehrer arbeiten können, aber die 2 000 Rand Gebühr für den Einwanderungsstempel haben ihm gefehlt.

In der Schuhfabrik hinter dem Pfarrheim gibt es noch Arbeit. In einem verfallenen Gebäude hocken fünf Arbeiter zwischen Bergen von Lederfetzen hinter drei uralten „Adler“-Nähmaschinen und Schmirgelrädern. Dunkel und staubig ist es, nach Leim riecht es. Die Geschäfte gehen schlecht. Kurzarbeit. 700 Paare der „Veldskoens“, der handgenähten südafrikanischen Wanderschuhe, hat die Fabrik während besserer Tage produziert. Heute sind es am Tag noch 30 bis 40 Paare. Wenn im September das Namaqualand blüht, wenn sich nördlich von Clanwilliam ausgedörrte Landschaften in Wildblumenmeere verwandeln und die Touristen auch in den Norden der Westkap-Provinz kommen - „dann verkaufen wir wieder mehr“, sind sich die Arbeiter sicher.

Aber die Zukunft soll dem Tee gehören. Auf den Feldern um Wupperthal wächst das „Berggold“: der gesunde Rooibos-Tee. Nirgendwo sonst auf der Welt gedeiht der tanninfrei Rotbusch, nur in der milden Berglandschaft um Clanwilliam, in den Cederbergen. Das Monopol der Teefabrik von Clanwilliam ist gefallen. Anfang März 1998 hat das „Wupperthal Rooibos Tea Committee“ eine Maschine zur Trocknung des Tees gekauft. Und die Rooibos-Zweigenden werden jetzt nicht mehr per Hand abgeschnitten, sondern maschinell. 36 000 Hektar Land haben 40 Farmer von der Mährischen Kirche gepachtet, um darauf Tee anzupflanzen. Das ehrgeizige Ziel heißt: den Tee nicht mehr zu Dumping-Preisen an die nächstbeste Teefabrik zu verscherbeln, sondern selber in alle Welt zu verkaufen. 160 Menschen soll der Tee-Export ernähren. „Früher“, erzählt Willem Valentyne vom Wupperthaler Tee-Komitee, „hat man uns das Beste genommen. Die Teefabrik in Clanwilliam hat unseren hochwertigen Tee mit dem minderwertigen Rooibos-Tee aus dem Sandveld verschnitten.“ Jetzt verhandeln Wupperthals Farmer mit WESGRO, der Außenhandels- und Marketingorganisation der Westlichen Kapprovinz. WESGRO soll in Übersee Importeure für „Wupperthal Tea“ finden. Die Nachfrage ist da: in Europa, in Ostasien, in den zentralasiatischen GUS-Republiken. Die Globalisierung macht selbst vor den „Hottentotten“ im Tra-Tra-Tal nicht halt.

## Wie kommen die denn hierher?

Das etwas andere Kapstadt:

Eine Rundreise durch die Ghettos der Schwarzen

Auf Südafrikas Autobahnen und Nationalstraßen trifft man alles mögliche: Ananasverkäufer, die zur Not auch verschwitzte T-Shirts in Zahlung nehmen, herumirrende Hunde und Ziegen, Kadaver von Hunden und Ziegen, spielende Kinder, geplatze Reifen, Imbißfritzen, die dem Vorbeirasenden am Pistenrand vergammelte Koteletts entgegenstrecken, Autobahngebühreneintreiber und Car-Hijacker - Autoräuber, die eigentlichen Aasgeier der Schnellstraße, die gerne mit der Neun-Millimeter oder der AK-47 nachhelfen, wenn man den Zündschlüssel nicht freiwillig herausrücken will. Entlang der N2 von Kapstadt Zentrum Richtung False Bay trifft man Squattercamps, durch die sich die Autobahn ihren Weg bahnt - ein Meer von Wellblechhütten und Bretterverschlägen, die man in aller Welt Elendsviertel oder Ghetto nennt, die nur in Südafrika den niedlichen Namen Township tragen. Man muß nur nach links oder rechts aus dem Fenster gucken, aber wer tut das noch. Die hier in einem Toyota oder Mercedes entlangbrettern, die wohnen nicht hier, hier in den Cape Fiats, an der Autobahnabfahrt zur Dritten Welt.

Die Abfahrt nach Khayelitsha. Hinein in Kapstadts größtes Schwärzen-Viertel! „In Johannesburg brauchten wir hier eine Polizeieskorte“, sagt Songezo Ngcongolo, genannt „Sonny“. Aber das ist nicht Soweto. Das sind Kapstadts Schwarzenviertel, die Heimat von „Sonny“, und auf die läßt er nichts kommen. Heute hat er nur drei Deutsche in seinem VW-Microbus dabei, Teilnehmer einer politisch total korrekten Safari: Einer Safari durch Afrikas Elend, hier am Beispiel Kapstadt. Mal 'was anderes als Tafelbergseilbahn, Luxusweingüter und die Superstrände in Cape Towns schmucken Millionärsviertel Clifton. „Man muß ja auch mal sehen, wie die Schwarzen hier leben.“ So reden die Gutmenschen aus Europa und rücken 120 Rand heraus, knapp 50 Mark, für vier Stunden humanitär angehauchtes Gaffen. Amerikaner finden das uninteressant - die haben daheim ihre eigenen Schwärzen-Ghettos. Und die Weißen aus Südafrika - die lassen sich hier nie blicken. „Die wissen überhaupt nichts über die Townships“, sagt „Sonny“. „Die glauben, hier gibt's nichts als Gewalt.“ Ob denn hier auch nur ein einziger Weißer lebe? „Sonny“ lacht. „Natürlich nicht.“

Im offiziellen Kapstadt kommen die Cape Fiats praktisch nicht vor. „Ohne uns sind Sie verloren“, verspricht die Eigenwerbung des Pocket-Stadtplans. Mit auch - denn die Townships sind nicht darauf verzeichnet. Auch nicht auf dem Kapstadt-Mini-Poster, das eine Juwelierkette den staatlichen Touristenanwerbern gesponsert hat. Zwei, vielleicht drei Millionen Menschen leben in den Cape Fiats, in den sandigen Ebenen, 20 Kilometer östlich des europäischen Kapstadts. Nichts genaues weiß man nicht. Die Hochglanz-Reiseführer stoßen ominöse Warnungen aus: „Off the limits“, „Bloß nicht betreten, schon gar nicht alleine.“



Früher, zu Apartheid-Zeiten, kamen die Weißen noch ab und zu nach Khayelitsha, nach Crossroads, nach Gugulethu, nach Nyanga und nach Langa. Meistens kamen sie in gepanzerten Fahrzeugen, hatten Uniformen an und schossen mit Gummikugeln, Tränengas oder scharfer Munition auf demonstrierende Schwarze, die die Apartheid leid waren. Manchmal kamen sie auch mit Bulldozern und räumten die Wellblechverschläge ab, die die Habenichtse hier gebastelt hatte, jene Xhosa, die es leid waren, in den südafrikanischen Bantustan-Homelands dahinzuvegetieren, die gehofft hatten, in Kapstadt wenigstens eine mies bezahlte Drecksarbeit zu finden. 1986 kamen die Weißen nach Crossroads. Crossroads war ein Nest des schwarzen Widerstands. 70 000 Menschen ließ die Apartheid-Regierung im Mai und Juni 1986 von hier vertreiben - husch, husch, „Kaffern“ in den Busch, zurück ins Homeland! Das war die Siedlungspolitik eines rassistischen Staates. Ein paar Hundert kamen bei der Zwangsumsiedlung um. Ethnische Säuberungen - keine jugoslawische Erfindung.

„Sonny“ alias Songezo Ngcongolo und seine Chefin machen ein gutes Geschäft mit den Township-Trips. 1994 hat die Farbige Allison Masters mit den Ausflügen ins Ghetto angefangen, voriges Jahr hat sie „Sonny“ angeheuert. Der dicke „Sonny“ ist 30 und wird sein Marketing-Studium wohl nie beenden, dafür spricht er Englisch, Afrikaans, Zulu und Xhosa und weiß, was Alternativtouristen sehen wollen. Jeden Tag geht eine Tour raus. Für morgen, Samstag, haben sich Dutzende Dänen angesagt. Da muß „Sonny“ noch einen großen Bus organisieren. „Sonny“ sieht seine Touren nicht als Safaris durch einen „menschlichen Zoo“. Er will mit Vorurteilen aufräumen. Den Vorurteilen, daß es in den Townships überall nur Gewalt und Elend gibt. Deshalb zeigt er den Europäern das Gute, das Wahre, das Schöne im Ghetto.

Willkommen in Khayelitsha, zu deutsch „Neue Heimat“, willkommen in der Dritten Welt. „Sonny“ hält den VW-Bus vor einem blauen Schiffsccontainer an. Was aussieht wie eine verlängerte Autogarage, ist ein Radiosender. Hier sendet „Radio Zibonele“, und zwar auf Xhosa, der Sprache Nelson Mandelas. „Zibonele“ heißt: „Sorg' für Dich selbst.“ Das tun die Township-Funker auch. Seit einem Jahr machen 35 Radio-Freaks hier Programm für die „Neue Heimat“, jeden Tag von fünf Uhr früh bis Mitternacht. Ohne Rundfunkgebühren, ohne staatliche Gängelei, ohne öffentlich-rechtlichen Wasserkopf. Für vier Festangestellte reichen die paar Rand, die Coca Cola und Co. für Werbespots in einem Winkel Afrikas zahlen, der vor Kaufkraft nicht unbedingt überschäumt: Von den etwa eine Millionen Hörern in Khayelitsha sollen 600 000 in Verschlagen aus Blech, Brettern, Plastik und Lehm hausen. Die anderen wohnen in kleinen einstöckigen Häusern, wie ein Bahnwärter in Hinterpommern vor 100 Jahren. Bloß, Khayelitsha gibt es erst seit 1985. Die, die hier hausen, bekommen keine Cricket-Live-Übertragungen und keine hochtrabenden Politikanalysen zu hören. Hier interessiert die Menschen anderes: wie man sich gegen Tbc und gegen Aids schützt, was die Frauen tun sollen, wenn ihre Männer sie vergewaltigen, was die Kinder tun sollen, wenn ihre Väter sie im Suff schlagen.

Im Container wuselt Salome Bam zwischen den wenigen Schreibtischen und dem Mini-Studio umher. Salome ist 47, Hausfrau, Moderatorin und Programmdirektorin. Ihre zwei Kinder erzieht sie alleine, ihre Sendung heißt „Women's Programme". Salome ist keine Schreck-Emanze, auch keine geschwätzige Ratgeberante, sondern eine typische „Mama Afrika", dicklich, geduldig und immer freundlich. Die weißhäutigen Fremden, die „Sonny" ihr jeden Tag in den Radio-Container anschleppt, begrüßt sie alle, als wären sie die ersten Besucher in Khayelitsha seit der Freilassung von Nelson Mandela. Heute berichtet „Radio Zibonele" über Tuberkulose. Im Studio hat ein Arzt die Symptome von TB erläutert. Salome sagt, wenn die Leute in Khayelitsha ein Problem haben, dann kommen sie zum Sender. Das Feedback der Hörer, das sei ihr Stolz. Vor allem Frauen suchen den Container auf, fragen nach Rat und suchen Hilfe, und auch Jugendliche heulen sich beim „Hilf Dir selbst"-Radio aus. Seelenstriptease für ein Spanner-Publikum à la „Arabella" und „Hans Meiser" ist das nicht, sondern: Sozialarbeit über den Äther.

Oft geht es um Drogen: Mandrax, Dagga, Alkohol in rauen Mengen. Wer als Township-Junge mit 15 noch nicht das Cannabis-Kraut Dagga geraucht hat, der gilt als ein Schwächling, als ein Nichts, hier in Khayelitsha. Die Macho-Sitten bekommen auch Frauen und Mädchen zu spüren. Prügel und Vergewaltigung - in Khayelitsha so alltäglich wie AIDS und Tuberkulose. In Südafrika wird alle zwölf Minuten eine Frau vergewaltigt, die meisten in der Unruhe-Provinz Kwazulu-Natal und in den Townships von Johannesburg, Kapstadt und Durban. Mehr als die Hälfte der Opfer kennen den Täter. Aber nur jede dritte Frau sucht Hilfe bei der Polizei, heißt es. In Khayelitsha gibt es eine Alternative: „Rape Crisis“, ein Krisenzentrum für Vergewaltigungsopfer, eine Fraueninitiative. Südafrikas HIV-Rate ist 1997 auf 16 Prozent gestiegen, sagt das Gesundheitsministerium. Kwazulu-Natal ist Spitze, mit knapp 27 Prozent. Und in der Westlichen Kapprovinz hat sich die Zahl der Virusträger binnen zwölf Monaten verdoppelt, von drei auf über sechs Prozent. „Exponentielles Wachstum" nennen das die Experten. Unter den Opfern sind auch Kinder. Durch das südliche Afrika geistert ein perverser Aberglaube: Wer sich mit HIV infiziert hat, wird den Virus wieder los, wenn er einen Säugling oder ein Kind vergewaltigt . . .

Kein Wunder, daß Volkes Zorn danach schreit, in Südafrika wieder die Todesstrafe einzuführen. Mancherorts grassiert schon die Lynchjustiz. In Kapstadts Malaienviertel Bo-Kaap richten selbsternannte Moslem-Sauber-männer farbige Drogendealer auf offener Straße hin, und die Menge jöhlt. Pagad nennt sich die Miliz: „People Against Gangsterism and Drugs“ - Menschen gegen Gangstertum und Drogen. In manchen Dörfern der einstigen Homelands wird die gern zitierte Phrase von der „Afrikanischen Wiedergeburt" Wirklichkeit: Das Mittelalter lebt hier gelegentlich auf, immer dann, wenn Frauen als sogenannte Hexen verbrannt werden.

„Sonny" will seiner Kundschaft ein anderes Südafrika-Bild zeigen, ein differenziertes. Was die Kriminalität in Khayelitsha angeht, sagt er, das

kann man nicht mit Johannesburg vergleichen. Jo'burg - das sei ein schlimmer Moloch, der alle schwarzen Völkerschaften aufsauge, Xhosa und Zulu, Sotho, Swasi und Tswana, Wirtschaftsflüchtlinge aus Mosambik, Simbabwe und all den anderen einstigen Frontstaaten. Aber in Khayelitsha, da gibt es fast nur Xhosa. Und darum sei es hier halb so wild mit Mord und Totschlag, Drugs and Crime. Sagt „Sonny“, der Xhosa. Und darum sind die Bürgermilizen in Khayelitsha auch unbewaffnet und haben eh' nicht viel zu tun. Also zeigt „Sonny“ seinen Touristen all die zarten Pflänzchen der Hoffnung in seinem Xhosa-Ghetto.

Und hier das „Zenzele“-Trainingscenter! „Zenzele“: Do it yourself. Hier wird geschreinert und getöpfert, genäht und gehämmert. Arbeitslose lernen hier ein Handwerk. Dafür bezahlen sie Geld: 120 Rand, knapp 50 Mark, für einen sechswöchigen Kurs. Danach können sie sich eine Stelle suchen, wo sie dafür bezahlt werden, Tische zu zimmern, Hemden zu nähen und Aschenbecher mit Afrika-Motiven zu töpfern. Die meisten müssen sich nach dem Crash-Kurs selbständig machen. Man trifft sie dann auf Kapstadts Märkten wieder, wo sie geschnitzte, getöpferte und genähte Souvenirs feilbieten.

Um das nächste Modellprojekt vorzuzeigen, steuert „Sonny“ seinen Bus ins Nachbarghetto Langa. Hier hat „Sonny“ ein kleines Haus. Andere nicht: Die wohnen in vierstöckigen Massenquartieren, Hostels, häßlichen Wohnklötzen für Abertausende, trister als jede Trabantsiedlung in Leipzig-Grünau oder Neu-Belgrad. Vier solcher Flachdach-Wohnwaben haben sogenannte Stadtplaner hintereinander aufgereiht. Dahinter, scheinbar zum Greifen nah, noch ein flaches Gebilde: der Tafelberg. Langa entstand schon 1922, als Siedlung für Wanderarbeiter. Damals durften die Schwarzen theoretisch noch da wohnen, wo sie wollten, nur Land durften sie nicht besitzen. Der „Group Areas Act“, das berüchtigte Gesetz, das jeder Rasse eigene Wohngebiete zuwies, kam erst 1950. Kosmopolitische Stadtteile, in denen Südafrikaner verschiedener Hautfarbe zusammenlebten, fielen von da an den Apartheid-Bulldozern zum Opfer. Kapstadts Stadtteil District Six wurde so ausgeradiert - nur die Kirchen und Moscheen blieben stehen.

In Langa leben heute etwa 90 000 Menschen auf 290 Hektar. Die Hostels in Langa haben die Apartheid-Architekten nicht vom Ort abgeschnitten - anders als in Johannesburg, wo die Wanderarbeiter der Minen und Gruben in abgelegene Männerwohnheime gepfercht wurden. Jene Soweto-Hostels, die den Nachrichtenagenturen so guten Stoff liefern, wenn die Gold- und Kohleschürfer mit Messern, Macheten, Speeren und Knarren nach Feierabend aufeinander losgehen. „Stammeskonflikte“ nennt sich das, wenn mies bezahlte Xhosa-Bergarbeiter und mies bezahlte Zulu-Bergarbeiter sich im Suff gegenseitig umbringen. Früher durften nur schwarze Männer in den Hostels wohnen. 16 Männer teilten sich ein Klo, eine Dusche, eine Mini-Küche. Zu dritt schliefen sie in winzigen Schnarchzellen. 1986 dann hob die National Party die Paßgesetze auf. Die lauteten: Nur wer eine Arbeit außerhalb der Homelands hat, darf die Homelands verlassen. Die Familien der Männer durften plötzlich nachziehen. Und so wurde jede

Wohneinheit in den Hostels Wohnung für 16 Familien! Also zogen viele wieder aus, bauten sich Hütten und Verschlage, ohne Strom, Toiletten, fließend Wasser. Andere blieben. Sie alle versprechen sich viel vom „Neuen Südafrika“.

Langa heißt „Sonne“. Auch unter der Sonne Langas blüht das sozial inspirierte Handwerk, und zwar unter der Obhut einer Organisation namens „Philani“. Hier weben alleinerziehende Frauen bunte Teppiche und bemalen mit bunten Farben bunte Tücher und Tischdecken. Derweil juxen 20 alleinerzogene Kinder vor der Werkhalle auf dem Rasen herum und balgen sich um die Autoreifen-Schaukel. Die Kinder sind fehlernährt, zu deutsch: Sie bekommen daheim nicht genug zu essen, und darum beherbergt „Philani“ auch ein „Nutrition Center“, zu deutsch: eine Küche für Kinder. Mit den Einnahmen aus dem Textilgeschäft wird die Kinderbetreuung und -speisung finanziert. Zwei Drittel der Erlöse gehen aber an die Frauen.

Die Kindergärtnerin ist sehr nett zu den Fremden aus Übersee, schließlich sollen die Touristen ja auch ein paar Tischdecken kaufen, bevor sie wieder abhauen. Also animiert die Kindergärtnerin ihre Schutzbefohlenen, die südafrikanische Nationalhymne zu singen. In Deutschland wäre das wohl Verführung Minderjähriger. Aber der Text heißt nicht „Vom Atlantik bis zum Vaal, vom Oranje bis zum Krüger“, sondern: „Gott schütze Afrika“, und das zu singen, darf Vierjährigen wohl noch erlaubt sein. Die „Philani“-Frauen sind zwar gerade bei einer „Instruction“, aber auch „Sonny“ ist autorisiert, den Fremden die Tischdecken mit Giraffen- und Nashorn-Motiven zu verhökern. Aber jeder hat eine andere Ausrede: zu teuer, wohin mit dem Gepäck, vielleicht ein anderes mal. Immerhin: In den Touristenshops an der Waterfront, dem Amüsierviertel von Kapstadt, sollen die „Philani“-Decken reißenden Absatz finden. Dort trifft man mehr kaufkräftige Banker aus Japan und dollarstarke Touristen aus Texas als in Langas „Nutrition Center“, wo heute nur drei deutsche Economy-Class-Reisende mit viel Betroffenheit und wenig Rand aufkreuzen. Aber weit gefehlt! Hoffnung naht: Als wir den Kindern Good-bye winken, steht schon der nächste Bus mit kauf lustig dreinschauenden Touristen vor dem Web- und Kinderkombinat. Es kreuzen sich verstörte Blicke: Wie kommen die denn hierher?